

11/1994

# STIMME

VON UND FÜR MINDERHEITEN



**„Mit  
eigener  
Feder** Literatur der  
Minderheiten

ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITENJAHR

Demokratie hat auch ihre guten Seiten. Sie ist imstande, Millionen von Menschen in zwei Gruppen zu spalten. Menschen, die – einzeln betrachtet – ihren jeweiligen Interessen nachgehen, dafür auch oft bereit sind, ihre Tugendhaftigkeit oder gar die Lehre von der Herkunft an den Nagel zu hängen, Menschen, die – unter normalen Umständen – die Welt mit der Optik ihrer Kernfamilie betrachten oder nach eigenem Wohlergehen: Diese einzelnen Personen mit unterschiedlichsten Wünschen, Problemen, Trieben und Träumen werden dank Demokratie auf einmal zu determinierenden KämpferInnen einer der jeweils zwei politischen Meinungsfrenten: die Gesellschaft als ein überdimensionales Fußballfeld ... Doch keine Illusionen: Die Herrschaft des Volkes nimmt keine partizipatorischen Formen an. Nein, es geht immer um eine offiziell gestellte Frage, die nur mit ja oder nein beantwortet werden kann und die immer zwei Meinungsfrenten zur Folge hat. Beispiel: Eines schönen Frühlingmorgens hören wir im Radio, daß einige Kriegsdeserteure aus Ex-Jugoslawien im sicheren Drittland Österreich aus Sicherheitsgründen nicht mehr bleiben dürfen. Am Abend sehen wir dann einige Bilder von diesen Kosovo-Albanern (wichtiges Detail: Namen dürfen sie keine haben; lediglich ihre Herkunft und ihr Fluchtmotiv zählen) im Fernsehen, womöglich hören wir auch ihre Stimmen; anschließend gibt es einen runden Tisch mit PolitikerInnen, BetreuerInnen, Zu- und Sachverständigen – schon entscheiden wir uns für diese oder die andere Diskussionspartei, schon ist die Gesellschaft in zwei Teile gespalten: in die Ja- und Neinsager. Die Zeitungsartikel und -kommentare am nächsten Morgen bestätigen lediglich die Spaltung der Nation. Praktizierte Demokratie macht nicht müde; in der darauffolgenden Woche stehen dieselben Millionen wieder



vor einer trennenden Frage: EU-Beitritt, ja oder nein? Erneut sammeln sich die Massen zu zwei Fronten, nachdem sie sich bei ihren Nächsten sicherheitshalber mit der Frage *Sind wir jetzt dafür oder dagegen?* vorgetastet haben. Die Entscheidungsgründe des Für oder Wider sind meist genauso unkompliziert wie die offizielle Werbung: Damit wir Österreicher bleiben, nein!; damit wir es bleiben und Europäer sind, ja! Der EU-befürwortenden Zweidrittelmehrheit ging eine grenzenlose Spekulation über unsere Zukunft voran: Tomate oder Paradeiser, der Tod oder die ungezügelt Entfaltung des Bauerntums, Krone oder Bild, unzählige aufenthaltswütige Ausländer oder tabula rasa? ... Demokratie als Wette. Die EU-Frage steht wie zufällig neben jener der Abschiebung von Kriegsdeserteuren; doch der Schein trügt: Da wie dort geht es um Grenzen, um die Wahrnehmung der globalen politischen Lage, um die Mechanismen des Meinungsmachens – und um Gruppenzugehörigkeit. Während die Ja- oder Neinsager darüber sinnierten, ob

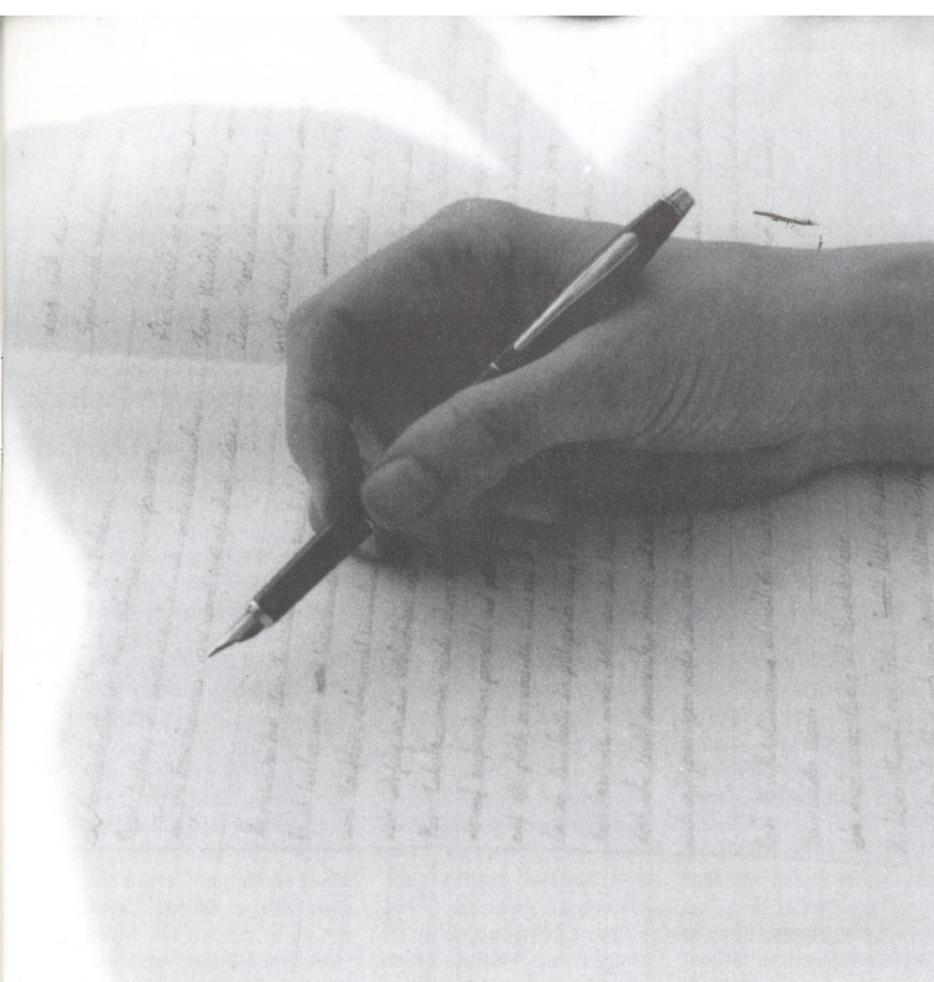
es Österreich als kleines Land, als *Minderheit* in der EU nicht doch sehr schwer haben wird, vergaßen die meisten von ihnen, wie es den eigenen Minderheiten hierzulande geht.

Im Herbst stehen wieder Wahlen ins Haus. Obwohl auch da die Auswahl an Entscheidungsmöglichkeiten nicht gerade übertrieben groß ist, haben die WählerInnen zumindest die Chance, eines von mehreren Kästchen anzukreuzen. Eine Stimme kann gleichsam ein Nein bedeuten: ein Nein gegen eine bestimmte, offen ausgesprochene minderheitenfeindliche Politik. Doch ein Ja für ein minderheitenfreundliches Österreich muß gerade dort ansetzen, wo die vermeintliche Entscheidungsfreiheit ihre Grenzen erreicht – die

Freiheit, auf nicht von uns selbst gestellte Fragen mit einem Ja oder Nein zu antworten. Denn nur wirkliche Fragen können richtig beantwortet werden, und aktive Teilnahme ist in der Politik die beste Antwort.

Hakan Gürses

**STIMME von und für Minderheiten:** Vierteljährliches Blatt der Initiative Minderheitenjahr; **Leitender Redakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Beate Eder, Hikmet Kayahan, Gerald Nitsche, Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Gabriele Müller-Klomfar; **Graphische Gestaltung:** schultz&schultz – Mediengestaltung; **Fotoredaktion:** Mehmet Emir; **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschaft, Hakan Gürses; **Redaktionsadresse:** Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien, Tel. (0222) 586 12 49-12; Kloosterg. 6, A-6020 Innsbruck, Tel. (0512) 586 7 83; **Belichtung & Druck:** LithoPrint Dolezal, 1100 Wien. **Für ihre finanzielle Unterstützung danken wir:** Wiener Integrationsfonds; Kulturabt. d. Stadt Wien; Land Niederösterreich; Land Burgenland; Grüne Bildungswerkstatt; BM für Familie, Jugend und Umwelt; BM für Unterricht und Kunst.



## Mit eigener Feder

Eine Sprache wird durch ihre Literatur zur »Kultursprache«. Die Bedeutung der Literatur für die ethnischen Minderheiten ist daher offenkundig. Auch andere Minderheiten erblicken in der Literatur eine wichtige Möglichkeit, ihren eigenen Lebensraum samt allen Sorgen und Freuden auszudrücken.

Die Literatur(en) verschiedener Minderheiten bildet den Schwerpunkt dieser Nummer. Wir haben uns bemüht, die Rolle der Literatur sowie den literarischen Alltag zu beleuchten; aus Platzgründen konnten wir jedoch nur einigen literarischen Produkten selbst Platz einräumen – ein allgemeines Manko, das wir in unmittelbarer Zukunft mit der Herausgabe einer regelmäßigen Literaturbeilage beheben wollen.

Die verschiedenen Artikel und Interviews zum Themenschwerpunkt dieses Hefts befassen sich mit der literarischen Produktion einiger AutorInnen bzw. mit der spezifischen Struktur jeweiliger Minderheitenliteratur: Volksgruppen, Migranten, Homosexuelle, Behinderte ...

Auch Gerald Nitsches Brief aus Stambul steht diesmal im Zeichen des Themas.

## Stimmen

Der Beitrag von Stefan Nicolini stellt die Situation der LadinerInnen dar, die als Minderheit unter einer Minderheit leben: ein Phänomen, das nicht nur in Südtirol auftaucht. Durch mehrere Veranstaltungen nehmen sich die PfadfinderInnen weltweit des Themas Minderheiten an: Claudia Steidl und Harald Hinger berichten über Ansätze und Beschlüsse.

## Im Minderheitenjahr

Berichte über zwei Minderheitenjahr-Aktivitäten: die Veranstaltungsreihe »Roma – Mythos und Wirklichkeit« und die Salzburger Filmreihe »Ausland im Inland«.

## Kulturen Künste

Eine Drehort-Reportage von Gabriele Müller-Klomfar über Susanne Zankes Fernsehfilm »Zigeunerleben« sowie die Vorstellung der Theater Shykama-Produktion »Weckt mich nicht aus meinen Träumen ...« von Beate Eder.

<b>Literatur einer Minderheit</b> B. Eder .....	<b>4</b>
<b>Fred Hergovich</b> Interview von F. Schruiff .....	<b>6</b>
<b>József Holdosi</b> Porträt von B. Eder .....	<b>8</b>
<b>Von der Unfähigkeit ...</b> K. Lair .....	<b>9</b>
<b>Homosexualität und Literatur</b> D. Schmutzer .....	<b>10</b>
<b>»Man schlug mir auf den Kopf ...«</b> H. Kayahan .....	<b>12</b>
<b>Schreiben in zwei Sprachen</b> Ş. Yıldız .....	<b>14</b>
<b>Helga Mračnikar</b> Interview von V. Wakounig .....	<b>15</b>
<b>Groll &amp; Tritt</b> E. Riess .....	<b>16</b>
<b>Brief aus Stambul</b> G. Nitsche .....	<b>18</b>
<b>Minderheit einer Minderheit</b> S. Nicolini .....	<b>20</b>
<b>Demokratie für alle</b> .....	<b>22</b>
<b>PfadfinderInnen und Minderheiten</b> C. Steidl/H. Hinger .....	<b>23</b>
<b>Roma – Mythos und Wirklichkeit</b> U. Hemetek .....	<b>24</b>
<b>Durchbrechung des Definitionsmonopols</b> E. Sensenig .....	<b>25</b>
<b>»Ein Film, den keiner will«</b> G. Müller-Klomfar .....	<b>26</b>
<b>»Ich spiele ...«</b> B. Eder .....	<b>28</b>
<b>Kulturtips</b> G. Müller-Klomfar .....	<b>29</b>
<b>Buchtip</b> S. Nicolini .....	<b>30</b>
<b>Kahlauers Tagebuch</b> .....	<b>31</b>

# Literatur einer Minderheit

von **Beate Eder**

*Die Literatur der Roma steht im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen. Viele der angesprochenen Probleme treffen aber auch auf andere ethnische sowie auf einige soziale Minderheiten zu.*

**R**oma und Sinti, die schreiben, sehen sich mit einer Vielzahl von Problemen konfrontiert.

Viele der Autoren und Autorinnen wählen bewußt ihre eigene Sprache, das Romanes. Diese indogermanische Sprache existiert in unterschiedlichen Dialekten und ist in ihrer Schriftform noch nicht standardisiert. Trotzdem entscheiden sich Roma-Schriftsteller, vor allem aus Osteuropa, für das Romanes – aus Liebe zu dieser Sprache und um der drohenden Gefahr, daß Sprache und Kultur aussterben, den Kampf anzusagen. Die Konsequenz dieser Entscheidung: Welcher Verlag veröffentlicht ein Buch in Romanes? Die Chancen, Manuskripte zu publizieren, steigen dann ein wenig, wenn es sich um zweisprachige Texte handelt (Romanes und Landessprache). Erwähnenswert ist hier der soeben in Sibiu in Rumänien erschienene vier-sprachige Lyrikband (Romanes/Rumänisch/Deutsch/Englisch) der Roma-Schriftstellerin **Luminita Mihai Cioaba** mit dem Titel »O angluno la phuveako/Die Wurzel der Erde«, der im Rahmen der Roma-Lesungswoche in der Österreichischen Nationalbibliothek am 24. April 1994 präsentiert wurde.

Andere Autoren und Autorinnen wählen die jeweilige Landessprache, um ihre Romane, Gedichte oder Theaterstücke einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Manche von ihnen beherrschen das Romanes auch nicht mehr in dem Ausmaß, daß sie in dieser Sprache schreiben könnten.

Die Autoren legen Wert darauf, als Roma oder Sinti und als Bürger des Landes, in dem sie leben, anerkannt zu werden – z.B. als Spanier, Kanadier, Österreicher, Tschechen etc. Sie wehren sich dagegen, ausschließlich als »Zigeunerschriftsteller« zu gelten.

Während der Arbeit am Manuskript stehen vor allem Roma-Frauen vor dem Problem, daß schriftstellerische Tätigkeit von der Familie bzw. Gruppe häufig nicht als legitime und sinnvolle Beschäftigung, der eine Frau nachgehen sollte, anerkannt wird. Erst ab einem gewissen Berühmtheitsgrad sind dann alle stolz auf die Schriftstellerin bzw. den Schriftsteller.

Ein gespanntes Verhältnis zwischen den Schreibenden und seiner Familie/Gruppe entsteht immer wieder durch den Inhalt des literarischen Werkes. Wird zuviel Gruppeninternes preisgegeben, an die Gadje (Nicht-Roma) verraten? Werden Traditionen und Sitten mißachtet? Literatur aller Kulturräume birgt seit jeher Konfliktstoff in sich – hier bildet die Literatur der Roma natürlich keine Ausnahme. Da aber die Umwelt in vielen Fällen als feindlich empfunden wird, ist die Frage, was die Gadje von den Roma erfahren sollen, eine sehr sensible. Die Rezeption kann aufgrund verschiedener historischer/kultureller Erfahrungen bei Roma und Gadje unterschiedlich sein. Was manche Gadje-Leser als unkritisch und schönfärbisch empfinden mögen, gilt innerhalb der Roma-Gesellschaft unter Umständen als

zu kritisch, zu offen und traditionsbrechend.

Als Roma-Schriftsteller an die Öffentlichkeit zu treten, heißt, sich auszusetzen. Unter den Autoren sind mehrere, die ihr Rom-Sein erfolgreich Jahre und Jahrzehnte verheimlichten, um die zahlreichen Diskriminierungen zu vermindern, denen Roma und Sinti ausgesetzt sind. Das erste Buch/der erste Lyrikband bedeutet daher für einige Roma-Schriftsteller ein »coming-out«.

Roma-Literatur ist häufig autobiographisch. Gemeinsame Themen in der Literatur sind das Aufarbeiten von Diskriminierung und Verfolgung, die Hinwendung zu Sitten, Bräuchen und Glaubensinhalten der Roma-Traditionen, die für Gadje-Leser manchmal fremd und magisch klingen, für traditionelle Roma hingegen wesentlich realer.

Eine bedeutende Rolle in vielen literarischen Werken spielen die Identitätssuche sowie die Suche nach einem adäquaten Platz in der Mehrheitsgesellschaft. Die in der Literatur entworfenen Eigenbilder entstehen durch Abgrenzung vom Bild des Nicht-Zigeuners, wobei positive Eigenbilder dazu dienen, das Selbstwertgefühl der Gruppe zu steigern. Die Eigen- und Fremdbilder in der Literatur sind von sozialgeschichtlichen Komponenten nicht zu trennen und werden meist erst durch eine Berücksichtigung der Roma-Tradition verständlich. Ganz zentral ist die Problematik der Identität im autobiographischen Roman des Kanadiers **Ronald Lee**, »Verdammt

Zigeuner. 'Goddam Gypsy'«, der 1971 in Montreal erschienen ist und auch in deutscher Übersetzung vorliegt.

Bei der in Tschechien und der Slowakei entstehenden Roma-Literatur, die sich explosionsartig vermehrt, fällt eine starke Hinwendung zu zeitbezogenen Themen und aktuellen Problemen auf. Als ein Beispiel kann die Geschichte in Romanes »Trastune benga/Die eisernen Teufel« von **Ilona Ferková** gelten. Die Autorin wurde 1956 in Rokycany in Tschechien geboren, vor vier Jahren begann sie zu schreiben. Eine Romni gerät, wie so viele andere Roma und Nicht-Roma, in den Bann der eisernen Teufel, der Spielautomaten. Sie verspielt das gesamte Geld, die Kinder hungern. Erst als ihr im Traum ihr toter Mann als Mulo (Geist) erscheint und ihr Sohn zu sterben droht, gelingt ihr der Ausbruch aus dem Teufelskreis. Die Geschichte endet mit einer indirekten Aufforderung an vom Spielwahn Besessene, es der Protagonistin gleichzutun.

Welche Funktion erfüllt die Literatur der Roma? Für die Autoren selbst ist sie in vielen Fällen ein Mittel, schwierige oder kaum erträgliche Lebenssituationen aufzuarbeiten. Beispiele sind die KZ-Autobiographien von **Ceija Stojka** »Wir leben im Verborgenen« und **Philomena Franz** »Zwischen Liebe und Haß«. Interessant in diesem Zusammenhang sind die Erfahrungen der tschechischen Roma-Expertin **Milena Hübschmannová**. Sie versucht, Gründe für die rasante Entwicklung der Roma-Literatur in Tschechien und der Slowakei anzugeben. Als positive Voraussetzung wertet sie die gestiegene Zahl von Alphabeten – obwohl der Schulunterricht in tschechisch oder slowakisch erfolgte, nicht in Romanes. So trug die Assimilationspolitik der Regierung unfreiwillig zur Entstehung der Roma-Litera-

atur bei. Als »negative« Voraussetzung führt Hübschmannová das plötzliche soziale und kulturelle Vakuum an, das entstand, als Roma ihre Siedlungen verließen und in Industrieorte zogen, wo sie entfernt voneinander wohnten. In den Siedlungen hatten sie Hütte an Hütte gelebt, die beinahe täglichen Zusammenkünfte mit Geschichten und Gesang hatten ihre kulturellen Bedürfnisse befriedigt. Hübschmannová zitiert **Margita Reiznerová**, die Vorsitzende der 1990 gegründeten Vereinigung von Roma-Schriftstellern, eine Vereinigung mit über fünfzig Mitgliedern: »Ich fühle mich so einsam, eingesperrt im modernen Stadtviertel, ohne Roma, mit denen ich sprechen könnte, so daß ich schreiben muß, um nicht verrückt zu werden.«

Roma-Literatur leistet einen bedeutenden Beitrag innerhalb der kulturellen und politischen Roma-Bewegung. Sie stärkt das Selbstvertrauen vieler Roma, die »im Verborgenen« leben, ermuntert dazu, zum Rom-Sein zu stehen und erfüllt somit eine identitätsstiftende Funktion. Dies scheint auch dann der Fall zu sein, wenn Roma das literarische Werk des Schriftstellers aus ihrer Gruppe gar nicht gelesen haben, trotzdem aber stolz auf den Autor/die Autorin sind (auf die Anfangsschwierigkeiten der Schriftsteller innerhalb der Gruppe wurde bereits hingewiesen). Der Tatbestand des Sich-Bekennens kann weite Kreise ziehen. Entscheiden sich Eltern dazu, Roma-Traditionen und ihre Sprache nicht länger zu verheimlichen, das »Familien-Gehemnis« aufzugeben, ist die Gefahr wesentlich geringer, daß die Kinder das Rom-Sein und damit Sprache und Kultur verleugnen. Da jedoch andere Gefahren mit diesem Bekenntnis einhergehen (Diskriminierung, möglicherweise Verlust des Arbeitsplatzes etc.), ist es kein Wunder, daß viele Roma und Sinti

es vorziehen, anonym zu bleiben.

Der Impuls, zur eigenen Kultur zu stehen, wird – neben der Literatur – häufig durch andere Faktoren ange-regt (Engagement in Roma-Vereinen, Musik etc.). Was das Bekennen bzw. das Nicht-bekennen für Kinder bedeuten kann, schilderte mir eine Freundin, die in ihrer Kindheit mehr ahnte als mit Sicherheit wußte, daß sie von Roma abstammt: »Ich bin in der Klasse gesessen und habe immer ein ganz ungutes Gefühl in der Magengegend bekommen, wenn von 'Zigeunern' die Rede war.« Für ihre jüngere Tochter existieren diese Probleme nicht mehr. Sie erzählt ohne Hemmungen, daß sie aus einer Romafamilie kommt. »Wir tanzen so«, erklärt dabei das Kind stolz seinen Freunden und Freundinnen, die Bewegungen eines Roma-Tanzes nachahmend.

Die kulturelle Roma-Bewegung ist Voraussetzung und Partner der politischen Bürgerrechtsarbeit der Roma und Sinti. Das lyrische Flamenco-theaterstück des spanischen Roma-Schriftstellers **José Heredia Maya** löste im Jahr

1976 eine Welle von kulturellen und politischen Aktivitäten in ganz Spanien aus. In »Camelamos naquerar« (»Wir wollen sprechen«) wurde getanzt, gesungen, gesprochen und gespielt, es erzählt von der Verfolgung der Roma in Spanien und beinhaltet die Aufforderung, gegen dieses Unrecht anzukämpfen. In Österreich trugen die Bücher von **Ceija Stojka** und ihr Engagement wesentlich zu jenem Prozeß bei, der zur Anerkennung der Roma als Volksgruppe führte.

Ich habe viele positive Auswirkungen von Roma-Literatur erlebt. Kann sie dazu beitragen, daß ein besseres Verhältnis zwischen Roma und Nicht-Roma geschaffen wird? Trägt Literatur zur Völkerverständigung bei? Das Weltgeschehen betrachtend, ist man geneigt, pessimistisch zu sein. Es bleiben aber die vielen persönlichen Erlebnisse, bei denen ich Zeugin sein konnte, wie bei Lesungen und Kulturveranstaltungen Brücken zwischen Roma und Nicht-Roma gebaut wurden. Vielleicht ein Tropfen auf dem heißen Stein. Ich wünsche mir viele solche Tropfen. ■

## Literatur

**Beate Eder:** *Geboren bin ich vor Jahrtausenden ... Bilderwelten in der Literatur der Roma und Sinti.* Klagenfurt: Drava 1993.

**Ilona Ferková:** *Die eisernen Teufel.* In deutscher Version unveröffentlichtes Manuskript.

**Philomena Franz:** *Zwischen Liebe und Haß.* Freiburg i. Br.: Herder 1985.

**José Heredia Maya:** *Camelamos naquerar.* Granada: Secretariado de Publicaciones de la Universidad de Granada 1976.

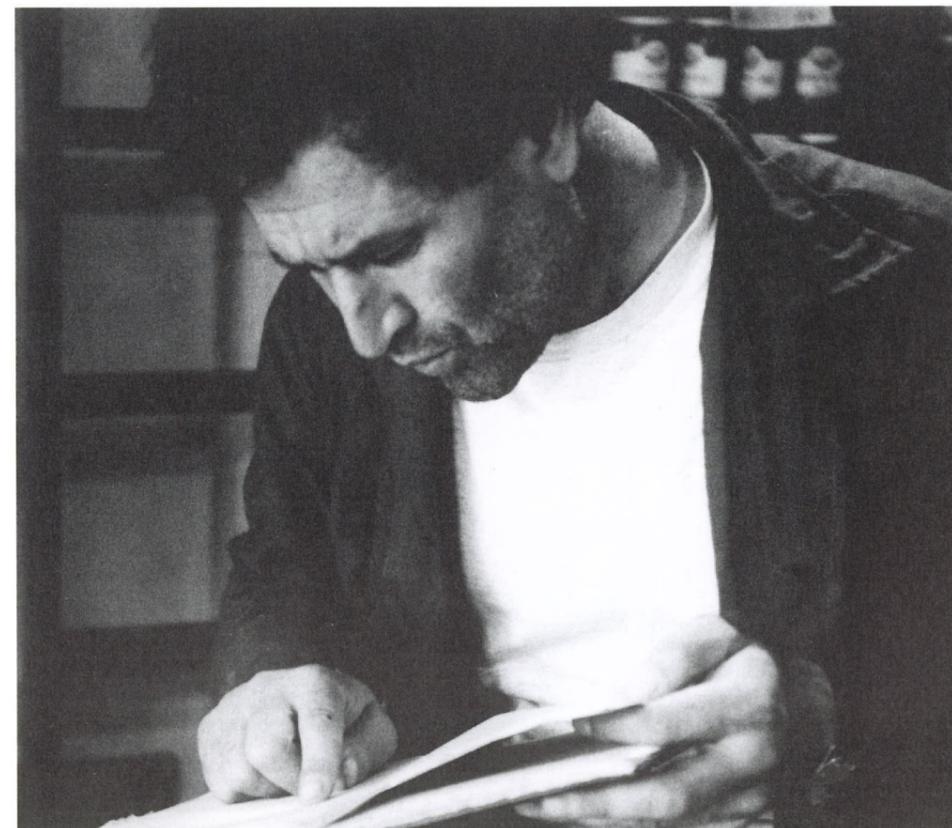
**Milena Hübschmannová:** *Birth of Romani Literature in Czechoslovakia. Social and Political Background.* In: Cahiers de Littérature Orale 30/1991, Paris, S. 91-97.

**Ronald Lee:** *Verdammt Zigeuner.* München: dtv 1987.

**Luminita Mihai Cioaba:** *O angluno la phuveako/Die Wurzel der Erde.* Sibiu: Editura Neo Drom 1994.

**Ceija Stojka:** *Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin.* Hrsg. von Karin Berger. Wien: Picus 1988.

Mag. **Beate Eder** ist Vertragsassistentin am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Innsbruck und Vorstandsmitglied der Initiative Minderheitenjahr.



# »Es ist wichtig, daß es Kultur in unserer Sprache gibt ...«

## Ein Gespräch mit Fred Hergovich

Fred Hergovich, geb. 1960 in Frakanava/Frankenau im mittleren Burgenland, Studium der Handelswissenschaft in Wien, seit 1991 als Redakteur im ORF angestellt. Seine literarische Karriere hat er als Sieger des BEWAG-Landesliteraturpreises 1985 mit einem Text in deutscher Sprache gestartet. Gleichzeitig entstanden die ersten kroatischen Gedichte. Hergovich ist Gründungsmitglied des zweisprachigen Verlages »kanica« und der IG-Autoren Burgenland. 1988 erschien sein erster zweisprachiger Gedichtband »Staubsaugen«.

**STIMME:** Wie kommt eigentlich ein Handelswissenschaftler zur Literatur?

**Fred Hergovich:** Ich finde, daß jeder schreiben sollte. Und daß jeder schreiben kann. Egal, was er gelernt hat oder was er kann.

Wie bist Du eigentlich dazu gekommen, Kroatisch zu schreiben, nachdem Du eigentlich gleich auf Anhieb mit Deinen deutschen Texten den Landesliteraturpreis gewonnen hast?

Kroatisch schreibe ich aus einem ähnlichen Grund, aus dem die meisten Kroatisch schreiben. Damit eben geschrieben wird, damit etwas da ist. Ganz einfach aus der Überzeugung, daß Literatur auch in der Volkssprache passieren soll.

Was sind die Vor- und Nachteile, in einer Minderheitensprache zu schreiben?

Weil die Szene innerhalb der Minderheit so klein und überschaubar ist, wird ein Junger, der irgend etwas schreibt, sehr schnell bekannt. Man bekommt gleich zu Beginn relativ viel Bestätigung. Der Nachteil ist aber, daß wirklich alles gut aufgenommen wird und es keine Kultur der Kritik

gibt. Das bedeutet, daß alle Produkte, die entstehen, mehr oder weniger nebeneinander stehen. Es gibt keine inhaltliche Auseinandersetzung, es gibt keine Kriterien, nach denen Literatur beurteilt wird. Bei mir hat das bewirkt, daß ich längere Zeit gar nichts geschrieben habe. Wenn ich mir etwas ausdenke und künstlerisch tätig bin, dann möchte ich Anerkennung dafür haben. Wenn ich aber das Gefühl bekomme, daß jeder, der sich hinsetzt und drei kroatische Zeilen schreibt, die gleiche Anerkennung findet, dann wird die Anerkennung für mich zu sehr relativiert. Was es bei uns an sogenannter Kritik gibt, sind Berichte, daß jemand dieses und jenes geschrieben hat, daß dieses oder jenes Buch erschienen ist. Literaten würden aber gerade inhaltliche Kritik zur Orientierung brauchen.

Wenn Du schreibst, bewegst Du dich innerhalb zweier Kulturen, in zwei Sprachen. Gibt es wechselseitige Einflüsse?

Ich habe meine gesamte Schulbildung in deutschsprachigen Schulen gemacht, ich kenne fast ausschließlich

deutschsprachige Literatur, Literatur aus Kroatien oder dem ehemaligen Jugoslawien jedoch kaum. Wir sind viel stärker an den deutschsprachigen kulturellen Raum angebunden, an die Schweiz und Deutschland. Daher sind die Einflüsse auf mich viel stärker von dort als zum Beispiel aus Kroatien.

Fühlst Du Dich als Volksgruppenangehöriger eigentlich verpflichtet, zweisprachig zu schreiben?

Verpflichtet ist zuviel gesagt. Aber es hat schon damit zu tun, daß es für den Bestand einer Volksgruppe nötig ist, daß sie nicht nur aus ihrer Vergangenheit schöpft, sondern daß es auch jemanden gibt, der sich mit der Welt, wie sie heute ist, auseinandersetzt.

Wenn Du eine Idee für ein Gedicht hast, ist die Sprache des Gedichts dann schon mit dabei oder kommt sie erst später?

Wenn ich jetzt, sechs Jahre nach meinem ersten Buch, die Gedichte von damals anschau, sehe ich, daß es kein Zufall ist, welche Gedichte in welcher Sprache stehen. In den deutschen

Gedichten habe ich sehr viel von der Sprache übernommen, die mir im öffentlichen Raum begegnet ist. Vieles von der Werbung, vom Fernsehen. Die kroatischen Gedichte sind die, die sich größtenteils mit meiner Kindheit und meinem Dorf, meinen Freunden beschäftigen. Dazu habe ich auch mehr persönlichen, mehr emotionalen Zugang. Ich veröffentliche in deutsch oder kroatisch. Es gibt, glaube ich, nur zwei oder drei Gedichte von mir in beiden Sprachen, die ich selbst übersetzt habe und von denen ich glaube, daß sie in beiden Sprachen gleich stark stehen können.

Wie bewertest Du die Chance, daß Deine kroatische Literatur auch innerhalb der Mehrheit Beachtung findet?

Der Status der kroatischen Literatur in Österreich hängt eng mit dem Status der kroatischen Volksgruppe in Österreich zusammen. Da die Volksgruppe als solche sehr wenig Prestige und scheinbar auch sehr wenige Eigenheiten hat, die sie für die Mehrheit interessant machen, gibt es auch kein besonderes Interesse an der Minderheitenliteratur, das darüber hinausgeht, zu sagen: »Ja, schön, schreibt's nur.« Es gibt natürlich auch österreichweit Kreise, die sich für die Literatur der Volksgruppen interessieren. Ich habe aber den Eindruck, daß das zum Großteil Leute sind, die in den Volksgruppen etwas Exotisches sehen. Für mich ist das kein Zugang zu einer Minderheitenliteratur. Etwas ist ja nicht deshalb gut, weil es in einer Volkssprache geschrieben ist. Es sollte doch auch um inhaltliche und ästhetische Kriterien gehen.

Ziel vieler Schriftsteller ist es, einmal vom Schreiben leben zu können. Hat man dazu überhaupt eine Chance, wenn man in einer Minderheitensprache schreibt? Soviel ich weiß, leben in Österreich keine zehn Leute

von der Literatur. Es haben also nicht einmal deutschsprachige Literaten eine Chance. Selbst sehr bekannte Namen haben es nicht geschafft, rein von der Literatur zu leben. Bis man es schafft, ist man meist schon in Pension. Für jemand, der in einer Volkssprache schreibt, gilt das natürlich hundertmal mehr. Aber das macht mir nichts aus. Ich schreibe ohnehin, weil es mir Spaß macht.

Ist Literatur für Dich ein Defizit?

Wenn ich mir die Kosten für mein Buch anschau, bin ich rein finanziell bis jetzt pariausgestiegen: Druckkosten und Verkaufserlös halten sich in etwa die Waage. Wenn man bereit ist, zu schreiben und für diese Arbeit nicht bezahlt zu werden, ist es zumindest in unserer Volksguppe möglich, zu publizieren, ohne draufzuzahlen. Die burgenländischen Kroaten übernehmen relativ wenig Literatur aus Kroatien. Dadurch entsteht ein bestimmter Bedarf. Von einem halbwegs akzeptablen Roman kann man 300 bis 500 Stück verkaufen. (Bei Gedichten ist es etwas schwieriger.) Wer also bereit ist, für die Arbeit nichts zu bekommen, kann durchaus einiges publizieren.

Es gibt etwa fünf bis sechs Personen aus Deiner Generation innerhalb der kroatischen Volksgruppe, die schreiben. Gibt es da einen Diskurs über das, was ihr schreibt?

Nein. Nicht einmal zwischen uns Jüngeren gibt es eine inhaltliche Auseinandersetzung. Es ginge nur so, wenn der eine, der selber schreibt, die Literatur des anderen kritisieren würde. Wenn man aber negative Kritik anbringt, kommt sofort die Retourkutsche: »Dann setz du dich hin und schreib es besser!«. Die Szene ist so klein, daß das persönliche Element und der enge Kontakt eine sachliche und von der Person abstrah-

hierte Auseinandersetzung nicht wirklich zulassen.

Jetzt gibt es im Burgenland Bestrebungen der Autoren, sich zusammenzuschließen und gemeinsam an besseren Bedingungen für die Literatur im Lande zu arbeiten. Eine »Interessengemeinschaft der Autoren Burgenland« wurde gegründet. Was bedeutet das für die Volksguppenliteratur?

Kroatischschreibende und Deutschschreibende sitzen im selben Boot. Beide finden kaum Beachtung und kaum Unterstützung im Lande. Sie haben kaum Publizität. Das Land vergibt keinen Literaturpreis, es gibt keine Stipendien, nichts – da gibt es sogar mehr Anreize, in der Volkssprache zu schreiben, wo es ab und zu literarische Wettbewerbe usw. gibt. Die IG-Autoren ist ein Versuch, eine Lobby für die Schreibenden im Land zu sein. Wir haben uns im Sommer des Vorjahres offiziell zusammengeschlossen und sind noch im Aufbau. Leider haben wir für unsere Projekte kein Geld vom Land bekommen, und weil uns das Land nichts gibt, gibt uns der Bund auch nichts. Das heißt, die meisten Projekte ruhen.

Warum gibt es keinen eigenen Zusammenschluß burgenländisch-kroatischer Schriftsteller?

So ein Zusammenschluß, wie zum Beispiel ein kroatischer PEN, wäre meiner Ansicht nach durchaus sinnvoll. Es scheitert allerdings an der Verschiedenheit der Leute, ich meine damit vor allem weltanschauliche Aspekte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man diese Leute in ein Gremium zusammenfaßt, wo sie gemeinsam Beschlüsse tragen können. Ein kroatischer PEN sollte ja auch zu politischen und gesellschaftlichen Themen Stellung nehmen. Für mich ist zwar meine Volksgruppenzugehörigkeit sehr wichtig; politische, gesellschaftliche und menschliche

Überzeugungen sind mir aber wichtiger. Um es überspitzt auszudrücken: Ein deutschsprachiger Wehrdienstverweigerer ist mir weit sympathischer als ein kroatischer Militarist. ■

Interview: Franjo Schruiff

### moja prva

na pamet  
na pamet  
na pamet  
znam ju  
na pamet

### dimensionen

ein punkt  
eine fläche ist eine fläche  
ein raum ist ein raum ist  
ein raum  
eine zeit ist eine zeit ist  
eine zeit ist eine zeit

### ljeto

sunce  
sunce  
morje  
morje  
jedra  
jedra  
pijesak  
pijesak  
pijesak

### Burgenländers Schicksal

montick  
freitack  
montick  
freitack  
montick  
freitack  
montick  
freitack  
montick  
freitack

Fred Hergovich



# »Die Urmusik der Roma lebt in mir und in meinem Buch«

Gespräche mit József Holdosi

von Beate Eder

Wien, 28. April 1994. Ich habe ein flaes Gefühl im Magen. In wenigen Minuten beginnt der vierte Abend der Roma-Lesungsreihe in der Österreichischen Nationalbibliothek. József Holdosi ist aus Ungarn gekommen, der Autor des Romans »Die Straße der Zigeuner«. Ein spannendes, mitreißendes und sehr kritisches Buch, das die Geschichte einer Familie über drei Generationen erzählt. Das »Zigeuner-Sein« im Roman wird höchst differenziert dargestellt, liebevoll und schonungslos, einfühlsam und radikal, magisch entrückt und in den Schilderungen des Elends erschreckend wirklichkeitsbezogen.

In die große Freude, daß wir diesen Schriftsteller, der aus Krankheitsgründen keine Reisen unternimmt, dafür gewinnen konnten, nach Wien zu kommen, mischt sich eine bestimmte Sorge. Wie werden die anwesenden Roma auf den Text von Holdosi reagieren? Hätten wir eine »sanftere« Textauswahl treffen sollen? Werden sich Roma gekränkt oder angegriffen fühlen?

Eineinhalb Stunden später: Die Spannung, die während der Lesung entstanden ist, löst sich erst dann allmählich, als unsere Sängerin, Ruža Nikolić-Lakatos zu fröhlichen, schnelleren Rhythmen übergeht.

Meine Sorge war umsonst – das Publikum, Roma und Gadje gleichermaßen, reagierte beeindruckt und berührt.

József Holdosi wurde 1951 in Vép, einem Dorf in Westungarn, geboren. »Ich bin dort in einer Straße aufgewachsen, in der Leute wohnten, die dem Dorf nicht angenehm waren – Roma, Arbeiter, Kommunisten. Die Dorfbewohner nannten diese Straße 'Zigeunerstraße'«.

Holdosi spricht nicht Romanes. Seine Mutter wollte ihre Sprache nicht an die Söhne weitergeben, das Elend der Straße sollte sie nicht einholen, aus den Kindern sollte etwas werden. Der Großvater und vor allem der Urgroßvater waren Musiker, auch hier bemühte sich die Mutter, die Kinder nicht zu diesem Beruf zu erziehen – aus Angst, das Leben von Großvater oder Urgroßvater würde sich in ihnen wiederholen. Holdosis Vater starb, als der Bub neun Jahre alt war. Der Tod des Vaters hinterließ bei ihm einen tiefen Eindruck. Der Roman endet mit diesem Todesfall.

Nach dem Abitur studierte Holdosi Pädagogik und wurde Lehrer für ungarische Geschichte und Literatur. Als er als junger Student an die Universität kam, bekannte sich Holdosi nicht zu seiner Herkunft. Da ihm dieser Umstand aber große innere Probleme bereitete, ent-

schied er, seine Herkunft nicht länger zu verheimlichen.

Seine Mutter wollte ihn fernhalten – fern von Musik und Sprache der Roma. Aber Kultur und Tradition der Roma lebten in ihm wohl stärker als in vielen anderen. »Die Geschichten, die die Alten erzählten, haben in mir weitergelebt. Von Kindheit an habe ich diese Geschichten mit mir herumgetragen. Einmal bin ich aufgewacht und habe beschlossen, es niederzuschreiben.« Damals war Holdosi zweiundzwanzig Jahre alt. Realität und Fiktion verschmelzen im Roman zu einer Einheit. Holdosi wollte die Wahrheit schreiben. Zu dieser Wahrheit gehörten für ihn die Menschen aus der Familie und der Straße mit den Namen, die sie trugen und die er kannte.

»Der Großvater klagte, das Buch wurde verboten. In Budapest wurde der Fall neu behandelt, und das Buch durfte doch erscheinen«, erzählt Holdosi. Der Rest der Familie war auf der Seite des Autors.

Die Protagonisten seines Romans scheitern. »Denn sie brechen aus. Sie waren sich sicher, daß sie sonst zugrunde gehen würden, aber sie wollten es riskieren und haben es auch riskiert.«

Eine der Figuren im Roman, die ausbricht, ist Ernő. Er begibt sich auf die Suche nach der Urmusik der Zigeuner. Urmusik ist für Holdosi kein musikwissen-

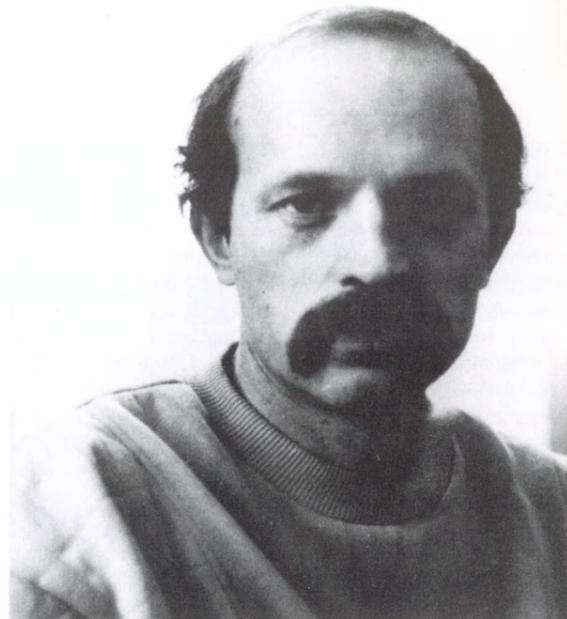
schaftlicher Terminus, vielmehr eine vage Erinnerung und Hoffnung. Wenn der Urgroßvater auf der Geige spielte, klangen in manchen Liedern Motive an, die eine Urmusik ahnen ließen. In der außerliterarischen Wirklichkeit ist Ernő Holdosis Großonkel. Der Autor kannte ihn persönlich nicht mehr. Die Alten erzählten ihm von Ernő – dieser habe sich auf die Suche nach der Urmusik der Zigeuner begeben und sei dabei wahnsinnig geworden. Was es mit der Urmusik der Roma genau auf sich hat, vermag der Schriftsteller nicht zu sagen. »Die Urmusik der Roma wohnt in mir und in meinem Buch«, sagt Holdosi und lächelt bescheiden.

»Die Straße der Zigeuner«, Holdosis erstes Buch, das auch ins Polnische übersetzt wurde, ist schon seit langem vergriffen. Seine anderen Bücher, »Glóriás/Dac«, »Cigánymózes« und »A Bandita és a halál«, liegen nicht in deutscher Übersetzung vor. Schade. ■

## Literatur

József Holdosi: *Kányák*. Budapest: Szépirodalmi Könyvkiadó 1978. In deutscher Übersetzung: *Die Straße der Zigeuner*. Berlin: Verlag Neues Leben 1984.

Die Gespräche mit dem Autor führten Beate Eder und Ursula Hemetek, Szombathely/Ungarn, Februar 1994, Wien, April 1994.



## Österreich heute

Am 29. April 1994 stehen vier Roma-Musiker aus Rumänien am Innsbrucker Hauptbahnhof und versuchen verzweifelt, ein Taxi zu bekommen. Es gelingt ihnen nicht. Die Taxifahrer weigern sich, sie mitzunehmen. Ihre Blicke sprechen Bände: Wahrscheinlich können die Zigeuner nicht zahlen!

Das Herrenmenschentum feiert fröhliche Urständ.

Am 5. Mai 1994 fahre ich mit dem Bus nach Hause. Ich lese gerade in dem Buch von Lucie Begov: »Mit meinen Augen. Botschaft einer Auschwitz-Überlebenden«. Da beugt sich eine alte Dame zu mir und fragt mich, ob ich vielleicht zufällig, sie wolle mich ja nicht beleidigen, irgendwie jüdisch sei. Denn nur DIE JUDEN lesen so perverses Zeug, so angebliche Tatsachenberichte, die natürlich nicht stimmen, die wollen ja nur Geld dafür kassieren, daß sie angeblich in diesen Kassetts gewesen sind. Ich sage ihr, daß ich keine Jüdin sei. Sie weigert sich, mit mir weiter zu sprechen. Meinen Einwand, daß jeder Berichte von Opfern des Dritten Reiches lesen sollte, um zu erfahren, was Menschen Menschen antun können, hört sie schon nicht mehr, sie ist ausgestiegen. Wahrscheinlich geht die Dame lieber zu Fuß nach Hause.

## Österreich, 20 Jahre später

Jene begnadete Führerpersonlichkeit hat die Macht übernommen. Im Volk wird aufgeräumt. Das Volk ist begeistert – noch. Die ersten, die verschwunden sind, waren die politischen Gegner. Nun sind die Juden dran, dann die Zigeuner, dann andere Minderheiten. Das Volk jubelt seinem Führer zu. Das Volk wird bald »gereinigt« sein. Auch die Homosexuellen werden endlich weggebracht. Wohin, das weiß keiner so recht, aber sie werden sicher ordentlich beschäftigt wer-

# Von der Unfähigkeit, aus der Geschichte zu lernen

von Katina Lair

den. Und auch um die Behinderten kümmert man sich. Da freut sich das Volk allerdings nicht mehr so sehr.

Das Volk hat Angst, aber es jubelt weiter. Und dann gibt es nichts mehr zu jubeln. Und plötzlich sind sie wieder da, die Juden, die Zigeuner, all die, die nicht zum Volk gehören. Und was sie erzählen, ist kaum zu glauben. Diese Grausamkeiten! Wir sind doch zivilisierte Leute! Man war doch am Anfang so begeistert. Man hat doch nicht wissen können, daß es so endet.

Man hätte wissen können, daß es in der Katastrophe endet. Man hätte nur nachlesen müssen, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Man hätte zum Beispiel ein einziges Buch in die Hand nehmen müssen. Vielleicht das Buch von Ceija Stojka »Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin«. Dort hätte man nachlesen können, daß es eine Zeit gab, in der Zigeuner Abschaum, Ungeziefer waren, daß auch kleine Kinder in Konzentrationslagern eingesperrt wurden, daß sie schwere Arbeit verrichten mußten, daß sie hungerten, daß auch sie vergast wurden. Man hätte erfahren, daß Ceija zuerst nach Auschwitz, dann nach Ravensbrück und schließlich nach Bergen-Belsen verschleppt und beinahe ihre ganze Familie ausgerottet wurde. Man hätte erfahren, daß Ceija erst 12 Jahre alt war, als sie befreit wurde, daß man ihr die Kindheit genommen hat.

Oder man wäre auf das Buch von Heinz Heger, »Die Männer mit dem rosa Winkel«, gestoßen. Man hätte nachlesen können, daß Heger den

Bericht eines Mannes aufgeschrieben hat, der 6 Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern eingesperrt war, weil er homosexuell war. Man hätte erfahren, daß der Mann sich nicht getraut hat, seinen Bericht unter dem eigenen Namen zu veröffentlichen, weil Menschen, die wegen ihrer Homosexualität verfolgt wurden, als kriminell galten. Man hätte erfahren, wie dieser Mann in den Lagern von anderen Häftlingen vergewaltigt wurde, denn »dieser schwulen Sau macht das doch sicher Spaß«. Man hätte gelesen, daß die SS Homosexuelle zwang, in das lagereigene Bordell zu gehen, damit sie »geheilt« werden. Man hätte nachlesen können, daß der Mann nur dadurch überleben konnte, indem er der Geliebte eines Häftlingsfunktionärs wurde, der ihm genug zu essen gab.

Vielleicht hätte man durch Zufall das Buch von Lucie Begov in die Hände bekommen. Man hätte erfahren, daß sie mit ihren beiden Schwestern nach Auschwitz deportiert wurde, daß sie als Juden auf der untersten Stufe der Lagerhierarchie standen, daß Lucie Begov selbst in Auschwitz nicht daran glaubte, daß hier Menschen vergast und verbrannt werden,

bis zu dem Zeitpunkt, als ihre Schwester Stella in der Gaskammer ermordet wurde. Man hätte nachlesen können, daß Begov schon 1945/46 ihre Erlebnisse niedergeschrieben hat, aber lange Zeit nicht die Kraft hatte, diesen Text zu veröffentlichen. Die Wunden waren zu frisch.

All das hätte man nachlesen können. In diesen und anderen Berichten steht geschrieben, was Menschen Menschen antun können. Hier steht, was passiert, wenn Gruppen von Menschen zu Abschaum, Ungeziefer, zum letzten Dreck erklärt werden.

Nur: Man kann leider niemanden zwingen, diese Bücher zu lesen! ■

## Literatur

Stojka, Ceija, *Wir leben im Verborgenen. Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*. Hg. von Karin Berger. Wien: Picus 1988

Heger, Heinz, *Die Männer mit dem rosa Winkel. Der Bericht eines Homosexuellen über seine KZ-Haft von 1939-45*. 3. Aufl. Hamburg: Merlin 1989

Begov, Lucie, *Mit meinen Augen. Botschaft einer Auschwitz-Überlebenden*. Gerlingen: Bleicher 1983

Mag. Katina Lair ist Vergleichende Literaturwissenschaftlerin in Innsbruck.



# Ganz schön pervers Homosexualität und Literatur

von Dieter Schmutzer

*Eigentlich könnte ich es mir ganz leicht machen: Ich beschränke das Thema auf die Situation im heutigen Österreich – das wäre ja wohl für die LeserInnen das Interessanteste – und liefere zwei leere Manuskriptseiten ab. So viel ungefähr tut sich bei uns dazu.*

*Naja, stimmt nicht ganz: Mit viel Nachdenken fällt mir der eine oder andere schwule Schreiber ein. Ich könnte ja auch versuchen zu erklären, warum es nicht mehr sind. Solche jedenfalls, die öffentlich dazu stehen. Dann, fürchte ich, würde das aber eine sehr lange Abhandlung werden müssen ...*

Sie haben sicher schon von Plato gehört. Griechische Knabenliebe und so. Damals soll ja Homosexualität in der Literatur verherrlicht worden sein, und die Gesellschaft war auch so tolerant. Beim näheren Hinschauen ist das nicht ganz so, waren es doch nur bestimmte, sehr reglementierte Formen der männlichen Beziehung, die akzeptiert waren. Der pädagogische Aspekt stand im Vordergrund, die soziale Funktion. Es ist nicht das sexuelle Begehren, das (vordergründig) im Mittelpunkt steht, sondern die Idealisierung des Mannes schlechthin, des männlichen Körpers – sehr zum Unterschied vom weiblichen, der allenfalls als Gebirgsgefäß betrachtet wird. Mit Macht hat das auch zu tun und mit Pflichterfüllung (des Jüngeren gegenüber dem Älteren). Befreiung, Emanzipation ist das nicht. Und nach heutigen Normen würde ein solches Verhältnis wohl wegen »Ausnützung eines Abhängigkeitsverhältnisses« vor dem Kadi verhandelt werden.

Homosexualität in der Literatur gibt's vordergründig zu kaum einer Zeit. Versteckt, subtil, zwischen den Zeilen natürlich immer wie-

der – aber das wurde und wird in den meisten Literaturgeschichten ebenso schamhaft verschwiegen wie die Existenz solcher Literatur zu ihrer Zeit. Wann hat schon jemals jemand hinausposaunt, daß Shakespeare viele seiner Sonette für einen jungen Mann geschrieben hat? Auch über die homoerotischen Anteile im Werk **Thomas Manns** wurde mehr geschwiegen als geschrieben. Was Wunder, wenn sich die betroffenen Autoren ebenfalls in vornehmes Schweigen hüllten und ihrer Leidenschaft im geheimen frönten. Wie Goethes Zeitgenosse **Johann Joachim Winckelmann**, der wohl deshalb in den sonnigen Süden Italiens zog, weil das Klima dort etwas wärmer, will sagen: freier war. Wie **August Graf von Platen** auch, der heute als einer der ersten offenen homosexuellen Dichter deutscher Sprache gepriesen wird, wiewohl er, jedenfalls in Wort und Schrift, ausschließlich dem platonischen Ideal huldigte. Von manchen seiner Zeitgenossen als großer, empfindsamer Dichter gehuldigt, wurde er von anderen wegen seiner Homosexualität öffentlich persönlich angegriffen. Von **Heinrich Heine** zum Beispiel, bei dem er sich aber

prompt mit jeder Menge antisemitischer Äußerungen revanchierte. Mit der Solidarität zwischen Repräsentanten von »Minderheiten« war's wohl auch damals nicht allzu weit her ...

Also, ich verplaudere mich ganz und wollte Ihnen doch etwas über hier und heute erzählen. Zuvor aber noch ein wenig aus der jüngeren Vergangenheit, weil nämlich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Homosexualität so ab dem Ende des vorigen Jahrhunderts einige Veränderungen brachte. Durch **Krafft-Ebbing** oder **Magnus Hirschfeld**, durch die – die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema ist auch an eine politische geknüpft – der Boden für eine Art *emanzipatorischer Selbstdarstellung* von Homosexualität geschaffen wird. Selbstdarstellung, die freilich häufig noch sehr zögerlich ist. Nicht jeder lebt und schreibt so offen wie **Oscar Wilde**, der deswegen auch ins Gefängnis muß, wie der Amerikaner **Walt Whitman**, wie in Deutschland **Hans Henny Jahn** oder **Klaus Mann**.

Und in Österreich? **Robert Musil** thematisiert die »Verwirrungen« in seinem »Törless«, **Stefan Zweig** in »Ver-

wirung der Gefühle« – schwul lebten beide selber nicht.

Nach der Machtergreifung Hitlers 1933 gehören Homosexuellenorganisationen zu den ersten Einrichtungen, die dem NS-Terror zum Opfer fallen. In Österreich wird während des austrofaschistischen Regimes Homosexualität, wie jede andere Gegenkultur, ausgegrenzt. In Deutschland wird der bestehende §175 verschärft, schon ein »wollüstiger Blick« reicht zur Erfüllung des Tatbestandes. 1938 wird in Österreich der §175 nicht übernommen, es bleibt der §129, der auch weibliche Homosexualität kriminalisiert. »Angepaßt« wird jedoch das Strafausmaß: Arbeitslager, KZ. Homosexuellen wird der »Rosa Winkel« angeheftet, in der Lagerhierarchie sicherstes Zeichen für einen Platz ganz unten. Rund vier Jahrzehnte später brachte **Martin Sherman** das Schicksal der Männer mit dem Rosa Winkel in seinem Theaterstück »Bent« eindrucksvoll auf die Bühne – Aufarbeitung der grausamsten Massenverfolgung und -vernichtung von homosexuellen Menschen in der Geschichte. In der Literatur kommt das Thema aus verständlichen Gründen in dieser Zeit nicht vor.

Eine Aufarbeitung der Geschichte schwuler KZ-Häftlinge passiert hierzulande so gut wie gar nicht – auch nicht durch die Politik. Bis heute sind Homosexuelle in Österreich nicht als Opfergruppe der Nazis im Sinne des Wiedergutmachungsgesetzes anerkannt. 1979 schrieb der Journalist **Heinz Heger** die Erinnerungen eines Mannes, der das KZ überlebte, auf: »Die Männer mit dem Rosa Winkel«.

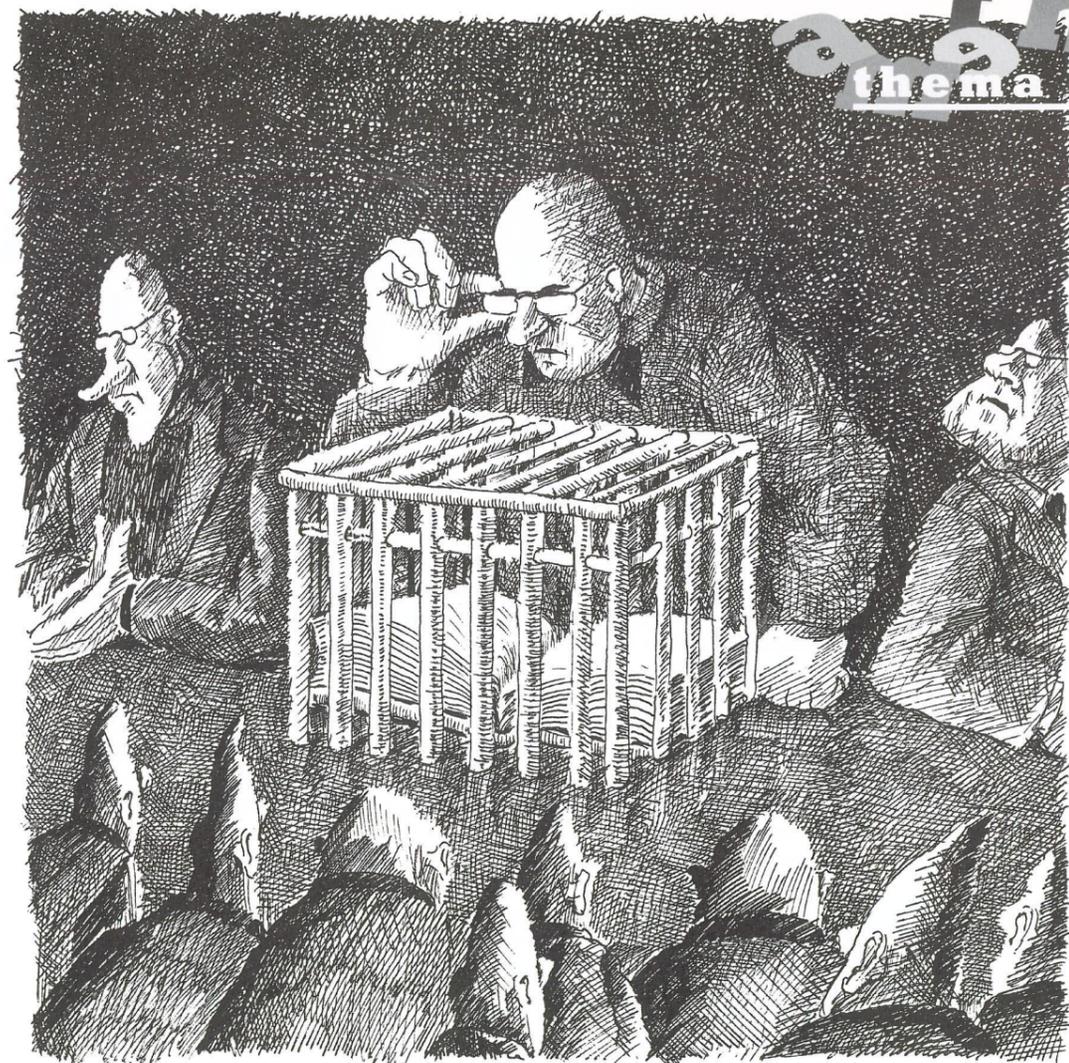
Anderswo bringen die 60er Jahre einige Bewegung in die Literatur von/über Homosexuelle/n. Durch **Genet** oder **Cocteau** in Frankreich, durch

**Pasolini** in Italien, durch **Joe Orton** in England. Bei uns passiert nichts Vergleichbares, das Thema ruft überall peinliches Schweigen oder Empörung hervor. Trotz 68er-Bewegung und Aufklärung und so. Verdrängung perfekt.

Die Franzosen haben uns vieles voraus. Da gab's nicht nur die schon Erwähnten **Genet** und **Cocteau**, da gibt es eine andauernde intensive literarische Beschäftigung mit dem Thema Homosexualität. Da schreiben Schwule klar und eindeutig über sich selbst. **Yves Navarre** etwa oder, in den letzten Jahren, die Philosophen **Michel Foucault** oder **Hervé Guibert**. Bei den beiden letztgenannten ist nicht nur Homosexualität ein politisches, gesellschaftliches und persönliches Thema, sondern auch und vor allem AIDS. Immerhin waren beide davon betroffen und haben sich nicht versteckt, sondern versucht, damit öffentlich/literarisch umzugehen. Haben somit Wesentliches für die Emanzipation der Schwulen, für die Unterstützung der Bewegung geleistet.

Auch bei unseren deutschen Nachbarn tut sich was. Da gab es einen **Fassbinder** und einen **Hubert Fichte**, da gibt es einen – nicht ganz unumstrittenen – **Rosa von Praunheim** oder **Alexander Ziegler**, **Hans Eppendorfer** (»Der Ledermann spricht mit Hubert Fichte«) und **Napoleon Seyfert** (»Auch Schweine müssen nackt sein«). Schwule Autoren treten offen schwul auf und formulieren auch ihre politischen Anliegen. Sie reden über ihre Sexualität, engagieren sich in der Bewegung und für den Kampf gegen AIDS. Sind nicht nur lieb und nett und angepaßt, sondern auch widerständig, aggressiv, obszön.

Und in Österreich? Da gab es vor ein paar Jahren **Erich**



**Lifka**, einen »Geheimtip«, da gibt es heute als einzigen halbwegs bekannten schwulen Autor **Josef Winkler**. Ein paar fallen mir noch ein, die schwul (oder lesbisch) sind und schreiben – aber bei denen weiß ich nicht so recht, ob's ihnen auch recht wäre, wenn das viele Leute erfahren.

Natürlich hat dies mit politischem Bewußtsein zu tun und mit dem Klima, in dem wir leben müssen. Die Schwulen- und Lesbenbewegung ist nicht so groß und stark. Es gibt zwar seit 15 Jahren die **HOSI Wien**, und die **Rosa Lila Villa** ist auch nicht viel jünger, es gibt etliche Gruppen – und erfreulicherweise immer mehr –, die sich mit Recht und Kirche und AIDS und ... befassen. Aber es sind zarte Pflänzchen. Das politische Klima ist mitunter rau und der persönliche Mut der »Betroffenen« aus

verständlichen Gründen nicht allzu groß. Literaten bilden da keine Ausnahme.

Am Theater spielt man verstärkt Stücke zum Thema – aber die kommen zumeist aus Amerika; Filme gibt's und Musicals. Aber literarische Beschäftigung durch heimische AutorInnen? Da lob' ich mir **Günter Tolar**, der zuerst mit einem Buch über AIDS sein Coming Out als Schwuler hatte und jüngst einen Roman über (seine) Homosexualität vorstellte. Einer der ganz wenigen Promis in diesem Land, die ihr Schweigen gebrochen haben. Doch das kann ja wohl nicht »Homosexualität und Literatur« in Österreich sein.

Immerhin: Ansätze. Bescheidene. Ein wenig mehr Mut noch, und vielleicht kommt doch etwas ins Rollen. Es geht nämlich nicht um exhibitionistische Selbst-

darstellung, es geht um selbstverständliche Darstellung. Von politischen Anliegen, von literarischen Ansprüchen, von selbstbestimmtem Leben.

Da wollte ich zwei Seiten über Homosexualität und Literatur und hier und heute schreiben. Und jetzt ist es grad ein Absatz geworden, weil ich über alte Griechen und Shakespeare und die deutschen Nachbarn plaudere.

Immerhin: ein Anfang. Viel mehr ist es halt nicht. Noch nicht! ■

Dr. Dieter Schmutzer ist Erwachsenenbildner, Kommunikationstrainer, Sexualberater und seit 15 Jahren in der Lesben- und Schwulenbewegung sowie in der AIDS-Aufklärung aktiv.

# »Man schlug mir auf den Kopf, und ich fiel mir auf« (Hannah Arendt)

von Hikmet Kayahan

Oft scheint es, daß Biographien von DichterInnen und SchriftstellerInnen sehr viel mehr Anziehungskraft besitzen als ihre eigentlichen, literarischen Werke: ein Georg Trakl und seine angebliche – trotz großer Anstrengungen noch immer nicht bewiesene – inzestuöse Beziehung zu seiner Schwester; eine Ingeborg Bachmann und ihr geheimnisvoller Tod (Selbstmord oder Unfall?); ein Jean Genet und sein verruchtes und skandalöses Leben (Edmund White brachte es fertig, eine fast 900seitige, brillante Biographie zu schreiben, die ich, wie im Bann, in nur einer Woche – mein ganz persönlicher Rekord! – las); eine Anaïs Nin und ihre LiebhaberInnen; ein Henry Miller und seine immer wieder verbotenen Bücher; ein Klaus Mann und seine Homosexualität,

sein Im-Schatten-des-großen-Vaters-Dasein; ein Nazim Hikmet und sein in Gefängnissen zugebrachtes Leben; (und ganz aktuell) ein Salman Rushdie und das grüne Schwert des Propheten, das ihm im Genick sitzt, so daß er sich seines Lebens und weltweiten Ruhms nicht mehr erfreuen kann ... Die Liste ließe sich zu unglaublicher Länge erweitern. Anders formuliert: Wie viele Menschen gibt es, die es tatsächlich geschafft haben, alle Bände (meine Ausgabe hat 10) von Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« zu lesen? Wer weiß von der zarten Verzweiflung, die in den Texten von Klaus Mann herumirrt, von dem Einfluß Traklscher Dichtung auf die gesamte deutschsprachige Lyrik der Gegenwart? Wer hat die »Satanischen Verse« von Rushdie wirklich gelesen?

Tja, wer interessiert sich wohl wirklich für türkische, bulgarische, ägyptische, albanische, serbische, bosnische, jemenitische etc. Literatur? Tatsächlich wird immer mehr solch exotische Literatur veröffentlicht. Aber, bitte, es muß immer etwas Folkloristisches sein! Schnell ist die voyeuristische Leselust des westlichen Literaturkonsumenten gestillt. Hauptsache, Vorurteile – ob nun negative oder positive – werden bestätigt. »Frauen in der Türkei« ist eine bei dtv erschienene Anthologie betitelt. In derselben Reihe: »Frauen in der DDR«, »Frauen in Lateinamerika«, »Frauen in Persien«, »Frauen in Indien«, »Frauen in der arabischen Welt«, »Frauen in Afrika« etc. Was ist mit den Frauen in Deutschland, England, Kanada, Schweden oder Österreich? Nur das Leben der

»Frauen in Frankreich« und der »Frauen in New York« scheint spannend und exotisch genug zu sein, um in diese Reihe zu passen! Anfang der 80er Jahre begann die deutsche Öffentlichkeit verstärkt von einer Literatur Notiz zu nehmen, die von sogenannten Gastarbeitern produziert wurde. Das heißt aber nicht, daß es diese Literatur nicht schon vorher gab: SchriftstellerInnen, DichterInnen und KünstlerInnen gründeten in vielen Städten Vereine, veranstalteten Diskussionsabende und Lesungen. Den Sprung vor ein größeres Publikum schafften sie aber erst, als VerlegerInnen und LiteraturkritikerInnen begannen, sich für sie zu interessieren. Zahlreiche Anthologien entstanden, Bücher der verschiedensten Autoren wurden veröffentlicht. Bei all den Diskus-

sionen um diese SchriftstellerInnen und DichterInnen war die Frage nach der eigentlichen literarischen Bedeutung dieser Werke eher sekundär; das Interesse konzentrierte sich auf die Tatsache, daß eine Gruppe – die sogenannten Gastarbeiter – die als unterdrückt, benachteiligt und diskriminiert qualifiziert wurde, zur Federgriff und mit Hilfe der Literatur auf ihre nicht gerade beneidenswerte Situation aufmerksam machen wollte. So thematisiert ein großer Teil der damals publizierten Literatur eher das Milieu, die Lebensumstände der sogenannten Gastarbeiter und die erfahrenen Diskriminierungen durch die sogenannten Gastgeber, die Deutschen. Die Öffentlichkeit ergriff die Gelegenheit, um einen soziologischen Diskurs zu beginnen; wieder einmal wehrte sich eine benachteiligte Gruppe, und man/frau hatte die Chance, dieses Phänomen live auseinanderzunehmen und zu thematisieren. Viele Artikel oder Rezensionen erinnern an soziologische Studien; die Biographien der AutorInnen faszinieren: Arbeiter am Fließband, Tellerwäscher, Straßenfeger ... Und plötzlich ein Schriftsteller! Wenn das nicht interessant ist! Nicht zu

vergessen die Bestätigung: wie schlimm die deutschen Gastgeber sind, wie schlecht es den armen Gastarbeitern geht. Nichts Neues im Westen! Jüngstes Beispiel dieser Bestätigungsgeilheit: Renan Demirkans biographischer Roman »Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker«: a) Die Ausländer haben es nicht leicht; b) die Deutschen sind böse (aber nicht alle!); c) die türkischen Männer sind Sexisten; d) die türkischen Frauen werden diskriminiert; e) türkische Frau (Renan Demirkan) schafft es trotzdem, erfolgreich zu sein! Ja, sie schafft es wirklich, denn das Buch wurde ein großer Erfolg. Über den literarischen Wert fiel kaum ein Wort! In Österreich geht alles ein bißchen langsamer; erst in den letzten Jahren begann man/frau, sich für diese andere Literatur zu interessieren. Aber auch hier geht die belebte Öffentlichkeit deutsche Wege: Auch in Österreich steht das Interesse an den Biographien im Vordergrund. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß das Publikum sich nicht eigentlich für die Literatur interessiert, sondern für meine Lebensgeschichte. Wenn ich in mein Lesungsprogramm keine Texte aufnehme, die sich mit der

Ausländerproblematik beschäftigen, gibt es anschließend kaum eine Diskussion. Daß sogenannte Ausländer auch über Themen schreiben können, die nichts mit ihrem Ausländerdasein zu tun haben, wird zur Kenntnis genommen. Neben dieser ganzen exotischen Bestätigungsliteratur gibt es auch eine, die einzuordnen es immer schwieriger wird. Zafer Şenocak zum Beispiel schreibt deutsche Literatur, die zum Teil schon überhaupt nichts mehr mit der Ausländerproblematik zu tun hat. Lesen wir seine Gedichte, ohne seinen Namen zu kennen, kommen wir absolut nicht auf die Idee, daß sie von einem jungen Türken geschrieben sind. Gino Chiellino (Italien), Said (Iran), Franco Biondi (Italien), Jean Apatride (Ungarn), Rumjana Zacharieva (Bulgarien), Zvonko Plepelić (Jugoslawien), um nur einige Namen zu nennen. Sie alle schreiben eine andere, deutschsprachige Literatur, keine Ausländerliteratur. Denn die Voraussetzungen haben sich geändert: Es ist nicht mehr möglich, von Gastarbeitern zu reden; die Menschen haben sich niedergelassen, haben Deutschland oder Österreich zu ihrer neuen Heimat erklärt,

auch wenn diese Länder sie noch nicht als gleichwertige BürgerInnen anerkennen wollen. Vergessen werden darf auch ein ganz neuer Aspekt nicht: die sogenannte Zweite und Dritte Generation. Also junge Erwachsene, die kaum noch ihre Muttersprachen beherrschen, die zur Gänze in Deutsch denken und träumen. In den nächsten Jahren werden wir verstärkt mit Literatur dieser Menschen konfrontiert werden, ohne sie so einfach einzuordnen zu können. Was damit anfang, daß sich Menschen gegen Diskriminierung und Benachteiligung wehren, indem sie zur Feder griffen, hat sich zu einer Kunst entwickelt, die auch als solche akzeptiert werden will und nicht nur als soziologisches Anschauungsmaterial. »Man schlug mir auf den Kopf, und ich fiel mir auf«, begann mich mit mir selbst, mit der Welt, in der ich lebe, auseinanderzusetzen; der Schlag auf den Kopf, oft die erste Motivation zum Schreiben, kann schon lange nicht mehr als alleiniger Grund zum Weiterschreiben herhalten! ■

Anmerkung: Eine Literaturliste zum Thema liegt in der Redaktion auf und kann angefordert werden.



## heimat I

heimat war mir  
kein geschenk der götter

durstig  
drangen meine wurzeln  
in deine harte erde

ein traum  
von zartem grün  
ergriff meine winterlichen  
äste

aber warum  
diese trauer  
dieses bängen

## heimat II

die zwerge  
in den gärten der  
nachbarn

mit erfrorenem grinsen  
schwarze träume  
gebietend

mein mitleid  
mit schneewittchen

## heimat III

ein glas hoffnung flockte  
als meine augen  
in das schweigen  
bleicher monde  
trübe flossen

farben schwiegen  
im märchenland  
halten die schwingen  
von traumvögeln

zerbrochen auch  
alter melodien sehnen  
auf eisig felsen

und kindheitsheimat  
entblößt sich  
als blutig  
zahnwerk

## heimat IV

wußte:  
schweigen wird  
herrschen  
in meinem namenlosen  
reich

wurzellose bäume  
werden nicht den trotzen  
können

den stürmen, stürmen

tränen werden trank sein  
werden brennen, brennen

alles wußte ich

## heimat V

natürlich wußte ich  
um all die sehnsüchte

die sich des nachts  
verwandeln  
in andre welten

hinabreizen  
in ungelebte  
weiten

umwerben  
mit düften  
aus ruinen

natürlich wußte ich  
um den schmerz  
des erwachens

## heimat VI

wer  
nahm mir  
das kindlich  
lachen

wer mir  
das blau  
horizontloser meere

wer mir  
das welke rot  
trauernd rosen

wer mir  
das salz  
der tränen

wehe mir  
wehe --

Hikmet Kayahan

# Schreiben in zwei Sprachen

von Şerafettin Yıldız

**B**evor ich nach Österreich kam, war ich ein »mündiger« Mensch. Ich dachte mir, daß Begriffe wie »Kulturschock« oder »Sprachchock« mir nichts ausmachen würden. Mit der Zeit aber mußte ich immer stärker feststellen, daß ich irgendwie »unmündig« geworden war. Ich fühlte mich unwillkürlich auf die Stufe meiner Kindheit versetzt, die ich schon längst überwunden glaubte. Meine eigene Wirk-

lichkeit mußte ich in einer anderen Sprache, in meinem Fall Deutsch, neu definieren. Wenn man bedenkt, daß Türkisch einer völlig anderen Sprachgruppe (Ural-Altay) angehört und sich von den indogermanischen phonologisch, morphologisch, syntaktisch und vom Wortinventar her ganz wesentlich unterscheidet, so weiß man, wie schwierig dieser Prozeß verlaufen kann. Aber alles in allem ein spannender, aufre-

gender und auch schmerzhafter Prozeß ...

Das, was ich in diesem Zusammenhang über das Thema »Schreiben in zwei Sprachen« sagen möchte, soll jeden wissenschaftlichen Anspruch vermeiden. Es sind vielmehr meine subjektiven Erfahrungen und Feststellungen und nicht mehr. Daher möge es ein Denkanstoß und eine Anregung sein zu den aktuellen Diskussionen, die seit geraumer Zeit in ganz Europa stattfinden, wo es eben um Minderheiten, Kulturen, AusländerInnen, Multikulturalität, interkulturelles Lernen, Miteinanderleben, Nebeneinanderleben etc. geht.

Deutsch war für mich jene Sprache, die mich mit der realen Welt hier vereint; meine Muttersprache trennte mich sozusagen von ihr. Ein neuer Werdungsprozeß formte schön langsam meine Person. Ich suchte immer nach der Ästhetik der Sprache. Irgendwo zwischen Orient und Okzident fand ich Zuflucht, wenn ich etwas schreiben wollte. Dieser Zufluchtsort lag (und liegt noch immer) meist dem Orient nahe. Es war Anatolien, aus dem ich meine seelische und geistige Nahrung bezog.

In einer Sprache ist man nicht beheimatet, wenn man ihre rein sprachlichen Konventionen, nonverbalen Komponenten als Feinheiten nicht kennt. Ich mußte so sehr in der Sprache sein, daß ich denken, interpretieren, zuordnen konnte. Ich mußte lernen, mit den gesellschaftlichen Konventionen und

Ritualen vertraut zu sein, die Gestik und Mimik zu verstehen, zu interpretieren.

So vergingen die Jahre. Ich setzte mich mit der deutschen Sprache immer intensiver auseinander. Ich entdeckte eine neue Welt in ihr, mit all ihren geheimnisvollen Tälern, Hügeln, Wüsten und Oasen. Und fühlte ich mich zu ihr hingezogen und liebte sie, begann mich dort heimisch zu fühlen. Eine wechselseitige Beeinflussung zwischen meiner Muttersprache und Deutsch verlieh meinem Schreiben neue Dimensionen. Ingeborg Bachmann schrieb einmal so schön: »Keine neue Welt ohne neue Sprache.«

Für meine Ambitionen beim Erlernen der zweiten Sprache gibt es vielerlei Gründe: Ich habe einen tiefen Respekt vor einer Sprache; die Sprache verkörpert im allgemeinen die Ästhetik meines Alltags, meines Lebens überhaupt, und die Sprache ist für mich das elementarste Werkzeug bei der Behauptung des eigenen Daseins ... Dazu kommen noch zwei Aspekte, die ich persönlich für sehr wichtig erachte, und zwar: Die eurozentrische Haltung dieses Kontinents gegenüber den anderen Kulturen und Welten und die westliche Arroganz, die ich in all diesen Jahren noch immer sehr stark spüre. ■

*Dieser Text ist die zusammengefaßte Version eines Referats, das der Verfasser im September 1993 in der »Schule für Dichtung« gehalten hat.*

Ich weiß,  
das sind Ausreden eines Dichters,  
der den ebenen Weg nicht gehen mag.  
Er will bloß müde sein,  
um sich in der Tränke der Liebe abkühlen zu dürfen  
Statt dir einen Blumenstrauß zu schenken,  
möchte er die zerrupften Wörter mit Flügeln versehen  
und sie im magischen Himmel des Begehrens fliegen sehen.

Şerafettin Yıldız

## Ein Knäuel Melancholie

Eine saure Sonne,  
die ich auf den abgenutzten Pflastersteinen fand;  
einen zerbrochenen Mond,  
den ich ins zerrissene Kleid des Himmels einwickelte  
und ein Knäuel Melancholie,  
das ich mir in die Tasche steckte,  
habe ich dir mitgebracht.  
Der Fluß, den die gebeugten Weidenbäume küssen,  
läßt dich übrigens grüßen ...

# Der Verlag als Schnittstelle

Ein Gespräch mit Dr. Helga Mračnikar, Geschäftsführerin und Verlagsleiterin des DRAVA-Verlags in Klagenfurt/Celovec

der Tradition des antifaschistischen Widerstands heraus – gegründet worden und ist von dieser Grundeinstellung nie abgegangen; insofern ist unsere Verlagsphilosophie nicht so sehr eine Antwort auf die Zeichen der Zeit oder gar das Ergebnis kommerzieller Interessen, die im übrigen auch nicht zu vernachlässigen sind – und besonders dann nicht, wenn man/frau mit dem Verlagsprogramm eine kulturelle, literarische Botschaft verbindet. Ich sehe gerade in einem Verlag eine provokative Schnittstelle oder Drehscheibe, wo diese beiden miteinander konfligierenden Faktoren, nämlich Literatur und Markt, einander begegnen.

Bricht ein slowenischer Verlag, der sich zu einem inter-

und Kulturen eine Notwendigkeit. Das Gegenteil solcher Konzepte bedeutet Abschottung, Isolierung und Ghettoisierung, was schon a priori einer kulturellen Ausrichtung widerspricht. Die slowenischsprachige Bevölkerung Kärntens lebt in einem gemischt-sprachigen Gebiet und praktiziert de facto einen interethnischen Alltag. Seit einiger Zeit verfestigt

völkerung traditionell hoch ist. Daß im letzten Jahrzehnt zu den bereits arrivierten Namen keine neuen hinzugekommen sind, hat vielschichtige Ursachen. Die von Florjan Lipuš in den 60er Jahren gegründete Literatur- und Kulturzeitschrift »mladje«, die sich besonders um die Förderung literarischer Talente verdient gemacht hat, hat vor einigen Jahren – von der slowenischen Öffentlichkeit beinahe unbemerkt – ihr Erscheinen eingestellt. Den kärntnerslowenischen Autoren stehen allein in Klagenfurt/Celovec drei Verlage zur Verfügung; neben dem DRAVA-Verlag und dem Hermagoras/Mohorjeva-Verlag führt auch der Wieser-Verlag ein slowenischsprachiges Programm. Die deutschsprachigen Übersetzungen der kärntnerslowenischen Autoren erscheinen in arrivierten Verlagen wie Suhrkamp, Residenz und Droschl. Eine »Wachstumsförderung« literarischer Talente ist aber fast nur von literarischen Zeitschriften zu leisten. Mit AutorInnen wie Florjan Lipuš, Janko Messner, Andrej Kokot, Gustav Januš, Maja Haderlap, Fabjan Hafner, Jani Oswald, Cvetka Lipuš präsentiert sich das slowenische literarische Schaffen in Kärnten noch als ganzheitlich, und es ist zu hoffen, daß es sich als solches auch in der Zukunft erweisen wird. Eine Hoffnung, die, wie ein Blick in die Vergangenheit beweist, nicht unbegründet ist. Sich darauf zu verlassen, wäre allerdings ein schlechter Rat. ■

Interview:  
Vladimir Wakounig

**STIMME:** Der DRAVA-Verlag hat sich in den letzten Jahren – auch international – einen besonderen Platz erworben. Was ist das Spezifische am Verlagsprogramm? **Helga Mračnikar:** Der DRAVA-Verlag versteht sich – vereinfacht gesagt – als publizistisch-mediale Institution der slowenischen Volksgruppe in Kärnten. Das Verlagsprogramm ist einerseits Ausdruck dieses Selbstverständnisses und andererseits das Ergebnis einer Anstrengung, die als »grenzüberschreitend« oder »interkulturell« bezeichnet werden kann. Die Programmschwerpunkte umfassen die Herausgabe (kärntner-)slowenischer Literatur, literarische Übersetzungen aus dem Slowenischen und ins Slowenische sowie eine Sachbuchreihe zu minderheitenspezifischen, gesellschaftspolitischen Fragen. Sowohl im slowenisch- als auch im deutschsprachigen Kulturraum gleichermaßen präsent zu sein, stellt eine Herausforderung dar, die wir in enger Zusammenarbeit mit unseren AutorInnen und ÜbersetzerInnen gar nicht so schlecht meistern. Eine nicht unwesentliche Hilfe ist uns dabei sicherlich auch die Tatsache, daß die Verlagsförderung des BMUK mit ihren strukturverbessernden Maßnahmen auch im DRAVA-Verlag zum Tragen kommt.

Migration, zunehmende ethnische Konflikte, Anwachsen des Nationalismus und des Rassismus sind Zeichen der Zeit, auf die Ihr Verlag zu antworten versucht. Steht hinter dieser Antwort nur ein kommerzielles Interesse oder verbinden Sie als Verlagsleiterin mit Ihrem Verlagsprogramm eine bestimmte kulturelle und literarische Botschaft?

Diese Fragen und Konflikte waren besonders in Kärnten immer präsent; sie sind vielleicht drastischer geworden in anderen Regionen Europas. Der DRAVA-Verlag ist am Beginn der 50er Jahre – aus



Foto: N. L. Bacon

kulturellen Programm bekannt, nicht mit einer klassisch nationaethnischen Tradition? Wie wird dieses Konzept von der slowenischsprachigen Bevölkerung Kärntens aufgenommen?

Interkulturelle und interethnische Konzepte sind in allen Bereichen des Zusammenlebens verschiedener Sprachen

sich der Eindruck, als gäbe es innerhalb der slowenischen Volksgruppe keinen literarischen Nachwuchs. Was könnte die Ursache dafür sein?

Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß der Anteil literarisch Schaffender innerhalb der slowenischen Volksgruppe im Vergleich zur Mehrheitsbe-

# Groll überwindet die Schwellenangst vor der Literatur

von Erwin Riess

1.

Wien-Floridsdorf. Später Vormittag. Groll fährt in Richtung Städtische Bibliothek. Ohne zu bremsen, rammt er mit dem Rollstuhl die Stufe zur Eingangstür und stößt mit dem Kopf an die Klinke. Eine füllige Bibliothekarin öffnet mit dem Rücken die Tür. In einer Hand hält sie ein halbes Nußbeugel, in der anderen ein Buch.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Um Gottes willen, ein Kunde! Haben Sie sich verletzt? Groll hält sich den Kopf.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Wie kann ich Ihnen helfen? Sagen Sie doch etwas!

Groll gibt unverständliche Laute von sich.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Soll ich einen Arzt rufen?

**GROLL** benommen Sie sind also die Wiener Städtische Bibliothek, um die uns laut Rathauskorrespondenz die ganze Welt beneidet.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Ich bin die Zweigstellenleiterin Groß-Jedlersdorf und Sie sind mein erster Kunde in dieser Woche. Herzlich willkommen!

**GROLL** Guten Tag, Frau Groß-Jedlersdorf. Ich heiße Groll, und mein Name hat in Floridsdorf keinen besseren Klang als anderswo. Wie viele in diesem Land müssen dasselbe von sich sagen!

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Im Namen der Literatur! Was kann ich für Sie tun?

**GROLL** Helfen Sie mir, meine Angst zu überwinden!

**DIE BIBLIOTHEKARIN**

Wovor fürchten Sie sich? Wollen Sie einmal von meinem Nußbeugel abbeißen, es ist ganz frisch? Bietet Groll das Nußbeugel an. **GROLL** Danke, nein. Ich bin allergisch gegen gebeugte Nüsse. In der Nacht muß ich auf einen geblähten Magen verzichten, denn da plagen mich schwere Träume.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Wovon handeln die Träume? Welche Rolle spielen Sie darin?

**GROLL** Ich träume immer denselben Traum. Ich träume, daß ich meine Wohnung nicht mehr verlassen darf.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** essend Warum?

**GROLL** Weil ich fürchten muß, daß meine Freunde in meiner Abwesenheit eine hohe Stufe vor dem Eingang errichten.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Fürchten sich vor Ihren Freunden?

**GROLL** Ich fürchte mich vor Bodenunebenheiten. Ich fürchte mich vor gepflasterten Fußgängerzonen. Ich fürchte mich vor Straßenbahnschienen und vor Schlaglöchern. Ich fürchte mich vor Gehsteigen mit Querneigung und ich fürchte mich vor Stufen. Am meisten fürchte ich mich vor Türschwellen. Türschwellen versetzen mich geradezu in Panik. Und wenn ich in Panik verfallende versuche ich, mit Anlauf über die Schwellen hinwegzukommen.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Wie vorhin!

**GROLL nickt** Dabei bin ich sonst kein ängstlicher Mensch, fragen Sie meine Freunde. Ich habe schon Stufen gemeistert, die waren höher als eine Türschwelle.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Sind Sie sicher, daß es Ihnen gut geht? Fühlen Sie sich vielleicht schwindlig? Ist Ihnen schlecht?

**GROLL** Ich habe keine Gehirnerschütterung, wenn Sie das meinen. Kann man bei Ihnen auch Sprengstoff ausleihen?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Wie kommen Sie darauf? Selbstverständlich nicht.

**GROLL** Führen Sie Stufen? **DIE BIBLIOTHEKARIN**

Um Himmels willen! Nein! **GROLL** Sie dürfen nicht glauben, daß ich nicht gegen die Angst vor Stufen ankämpfe. Jeden Tag übe ich mich darin, die aufgetürmten Hürden zu nehmen, aber kaum habe ich eine Stufe genommen, wartet auch schon die nächste auf mich. Es ist grauenhaft. Meine Schwellenangst ist mittlerweile so groß geworden, daß ich tagelang nicht mehr außer Haus gehe. Besonders wenn ich am Vortag geträumt habe, daß ich tagelang nicht mehr außer Haus gehe.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Sie machen mir Sorge.

**GROLL** Halte ich Sie schon zu lange auf? Müssen Sie sich anderen Kunden zuwenden?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** traurig Ich wünschte, es wäre so.

**GROLL** Es muß anstren-

gend sein, auf die Literatur aufzupassen. Wie leicht könnte jemand aus ein paar Büchern eine Stufe basteln.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Ich rufe jetzt einen Arzt!

**GROLL** Tun Sie das nicht! Sie würden meine Schwellenangst vor der Literatur nur vergrößern.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Also gut. Was wollen Sie von mir?

**GROLL** Ich will ein Buch lesen.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Nein!

**GROLL** Doch. Es können auch zwei sein.

Die Bibliothekarin beginnt zu weinen.

**GROLL** Oder drei. Eine ganze Stufe.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Entschuldigen Sie, es ist nur die Freude. Wissen Sie, wann ich die letzte Auslei-

hung verbuchen durfte?

**GROLL** Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich habe großes Verständnis für Ihre Lage. Als Bibliothekarin tausende Stufen in den Regalen zu betreuen, ist nicht jedermanns Sache, Frau Groß-Jedlersdorf.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Hören Sie auf! Sie bringen mich ganz durcheinander.

**GROLL** Helfen Sie mir, die Schwellenangst vor der Literatur zu überwinden?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Selbstverständlich. Darf ich Sie über die Stufe ziehen?

**GROLL** Ich wollte Sie eben darum bitten.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Würden Sie kurz mein Nußbeugel halten?

**GROLL** Mit Vergnügen. Übernimmt das Nußbeugel.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Und das Buch.

**GROLL** Wie soll ich das Buch angreifen?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Wie ein Schmalzbrot. Von der Unterseite.

**GROLL** Was ist das für ein Buch?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Kraftsport für Frauen. Perlen-Reihe Nummer drei-

hundertzehn. Ich habe die

Perlen-Reihe abonniert. Die Literaturkritik ignoriert sie, doch ich weiß ihre Vorzüge zu schätzen. Aber erst, seit ich in Floridsdorf bin. Ich werde Sie jetzt über die Schwelle in das Reich der Literatur befördern.

Sie bückt sich und will den Rollstuhl an den Fußstützen in die Bibliothek ziehen.

**GROLL** Hilfe! Hilfe!

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Was ist denn?

**GROLL** Wenn Sie mich so in die Bibliothek ziehen wollen, falle ich aus dem Stuhl. Sie müssen sich hinter mich stellen, den Rollstuhl wie einen Kinderwagen kippen und über den Türstapel heben.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Entschuldigen Sie, ich bin kinderlos. Sie stellt sich hinter den Rollstuhl. Und jetzt kippen?

**GROLL** Ja! Mit Schwung! Die Bibliothekarin klatscht in die Hände, stößt einen Schrei aus und stützt ihr ganzes Gewicht auf die Schubgriffe des Rollstuhls. Groll, der mit einer Hand das Nußbeugel und mit der anderen das Buch festhält, wird zuerst nach vorne, dann nach hinten auf die Bibliothekarin geschleudert,

beide fallen aus der Bibliothek hinaus auf die Straße.

2.

Kurze Zeit später. In der Bibliothek. Groll wird von der Bibliothekarin verbunden.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Ich gehöre wie Sie einer Minderheit an. Ich bin praktizierende Kraftsportlerin.

**GROLL** Das sieht man Ihnen nicht an.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Danke. Im Reißen bin ich österreichische Meisterin, im Drücken liege ich an der dritten Stelle und im Mehr-

kampf habe ich vorige Woche das Olympialimit erbracht. Die Nußbeugel esse ich nur wegen der Kalorien.

**GROLL** Ich verstehe. Wieviele Stufen können Sie auf einmal überspringen?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Das habe ich noch nicht ausprobiert. Wenn Sie am Montag wiederkommen, können Sie den Verband wechseln.

**GROLL** Das ist nett, ich wollte schon die längste

Zeit zum Kriegsoferversband, der bemüht sich in letzter Zeit sehr um Zivilinvalide. Glauben Sie, daß ich am Wochenende schon in der Lage sein werde, ein Buch zu lesen?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Ich bin mir nicht sicher.

**GROLL** Mir wäre schon geholfen, wenn ich das Buch zumindest in der Hand halten könnte. Ich könnte dann besser schlafen.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Sie dürfen sich nicht überanstrengen. Mit der Literatur und der Gesundheit darf man nicht spaßen. An welches Buch haben Sie denn gedacht?

Groll reicht der Bibliothekarin einen Zettel.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** liest "Die Literatur der österreichischen Minderheiten im Spannungsfeld zwischen Österreich und seinen Minderheiten." Verfaßt und herausgegeben von Magister Tritt, Privatdozent. Vorwort: Magister Tritt. Mit einem Kommentar von Magister Tritt. Wien 1994. Eigenverlag. Sie haben Glück, das Buch ist nicht belehnt.

**GROLL** Wie muß ich mich jetzt verhalten? Bekomme ich das Buch im ganzen oder stufenweise?

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Ich gebe Ihnen übers Wochenende den Schutzumschlag des Buches mit. Wenn Sie den vertragen, bekommen Sie am Montag von mir den Rest.

**GROLL** Das ist eine gute Idee.

Die Bibliothekarin holt das Buch, entfernt den Schutzumschlag und reicht ihn Groll.

**GROLL** Vielen Dank! Wendet den Rollstuhl. Es ist beruhigend zu wissen, daß in Wien jemand dafür bezahlt wird, anderen Menschen die Schwellenangst zu nehmen.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Das ist die Aufgabe der Literatur. Soll ich Sie auf die Straße kippen?

**GROLL** Bemühen Sie sich nicht! Ich muß mich beeilen, vielleicht kann ich die Stufe vor meiner Eingangstür abreißen, bevor der Zement hart wird. Auf Wiedersehen!

Fährt schnell in Richtung Ausgang.

**DIE BIBLIOTHEKARIN** Achtung auf die Stufe! ■



# Lieber Hakan!

Über Brücken will ich Dir erzählen, allerdings sind nicht alle gleichermaßen für alle gleich leicht zu benützen. Eine schwierige gleich zu Anfang: **Migrantenliteratur**, auch Gastarbeiterliteratur genannt, eine neue Kategorie deutschsprachiger Literatur: Hier erklären Gastarbeiter, indem sie ihr sprachliches und anderes Ghetto verlassen, sich selbst, einander und uns anderen ihre, unsere gemeinsamen Probleme. Deutsch als Kunst- oder Bewältigungssprache oder als Zeichen des Verlustes der Heimat, der eigenen Sprache oder der Sicherheit und Selbstverständlichkeit des Umgangs mit ihr ist Frage und Anlaß.

An den Anfang dieser Kurzübersicht (aus subjektiver Sicht) zitiere ich aus »Kultursprünge« ein zweisprachiges Gedicht eines namentlich leider nicht genannten Autors (ich bitte um Meldung!):

NE ZAMAN  
eve mektup  
yazarsam  
vardır  
yüreğimde bir korku:  
belki  
bu sefer de  
farketmezler inşallah  
cümlelerimden  
ne kadar çok inciyi  
anadilimden  
kaybettiğimi

DANN IMMER  
wenn ich nach Hause  
schreibe  
habe ich  
Angstblumen im Herzen  
Vielleicht  
werden sie diesmal noch nicht  
merken  
an meinen Sätzen  
wie viele Edelsteine  
der Muttersprache ich schon  
verloren habe

Auch **Stella Rotenberg**, seit 1938 in England im Exil lebende österreichische Autorin, setzt sich in einigen Gedichten

mit dem Verlust der Muttersprache auseinander: »... *Einzig, um den Klang meiner Muttersprache wiederzuhören, möchte ich mich zurückbegeben in den Schlund der Hölle*«, »... *Nun Mutterwort und Laut und Klang, mein Land, mein Land ... versunken*«, »... *So hab Mitleid mit mir und laß mich gehn, an Deutschlands Grenze horchend zitternd stehn*«.

Um Muttersprache geht es auch **Emine Sevgi Özdamar**. Ihre erste Veröffentlichung heißt, wörtlich aus dem Türkischen übersetzt, »Mutterzunge«. »In meiner Sprache heißt Zunge Sprache. Zunge hat keine Knochen, wohin man sie dreht, dreht sie sich dorthin.« Eine für ihre Literatur kennzeichnende Äußerung und die Veränderlichkeit der Sprache treffende Metapher. Die Autorin schreibt Deutsch, es ist nicht Gastarbeiterliteratur im üblichen Sinne; sie ist erfolgreich als Schauspielerin (Bühne, Fernsehen und Film) in Deutschland und kennt das Leben von Gastarbeitern nur am Rande; in ihrem schriftstellerischen Werk forscht aber auch sie nach den Wurzeln, sucht nach alten Wörtern in ihrer Sprache, erzählt von ihrer Kindheit in ihrem zweiten Buch »Das Leben ist eine Karawanserei ...« und hält in jener Rhythmik, die an Sirna und Trommel erinnert, wenn sie zum Tanz aufspielen. Erlebtes, Geträumtes, Geschichten, Märchen, alles, was sie durch ihr Leben in Deutschland gefährdet findet, hält sie fest, wirft damit Identitätsstrohhalme in ihren Lebensfluß, die sie in Europa begleiten, an denen sie sich im Notfall einmal festhalten kann. Festhalten, um sich festzuhalten. Sprache, eine wichtige Form von Heimat, ist hier Erinnerung an Sprache. Mit einer ihrer vielen Geschichten aus der »Karawanserei ...«, dem herrlichen Text »Bismillahirahmanirrahim«, gewann Özdamar den Bachmann-Preis 1991. Bei einer Lesung anlässlich der Frankfurter Buchmesse im »Römer« stellte sie damit selbst Konstantin Wecker in den Schatten. Das Erregende ihrer Sprache ist die Interferenz mit dem Deutschen, sie

denkt Türkisch, im Reichtum der Bilder ihrer Muttersprache, und verwendet sie im Deutschen, auch der Sprachduktus zeigt häufig Türkismen – etwas nie Gehörtes, eine neue Kunstsprache, ein neuer Ton.

Ebenfalls Deutsch schreibt der Lyriker **Kundeyt Surdum**, er hat ein Gastarbeiterleben am eigenen Leib erfahren und aus allernächster Beobachtung als Gerichtsdolmetscher und Lehrer für türkische Kinder in Vorarlberg erlebt, aber seine Gedichte sind nicht Bewältigungspoesie, wenn auch da und dort Gastarbeiterproblematik und Heimweh anklingen: »Wird es schwer sein zu sterben in der Heimat meines Sohnes?« (Unter einem geliehenen Himmel. Gedichte, Piper, München 1988). **Şerafettin Yıldız** schreibt zweisprachig, Türkisch und Deutsch, solidarisch, kämpferisch, zeit- und sozialkritische Lyrik, auch wenn es nicht um eigene Unterdrückung geht. »Wir wurden aus unseren Bergen geholt und eingepflanzt in zivilisierte Töpfe ..., schrieb ein Indianer an seine Geliebte in Peru«, »Mein Stolz bekam Falten, ich werde ihn glattbügeln und nach Hause tragen«, »Es regnet keine Hundeknochen vom Himmel, wenn die Hunde darum beten. Die Flüche der Ameisen sind umsonst« (Meine rotzige Hoffnung/Sümüklü Umudum, Verlag Der Apfel, Wien 1989). In eine noch umfassendere Klage, die Klage über die Ausgrenzung und den Verlust einer ganzen Kultur, treibt die Situation den Rom, Lyriker und Erzähler (Romanes, deutsch, serbisch) **Ilija Jovanović**: »Verlorene Welt. Unsere singende lyrische Sprache ist verloren, wir sind stumm ..., wir gehen und gehen und wissen nicht wohin«, »Ein kleiner Schwarzer wollte nicht mehr allein sein: lud auf sich einen Haufen Bücher ...« (Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch, Haymon Verlag, Innsbruck 1990). Eine vergleichbare Tonart schlägt auch **Dragan Jevremović** an, ebenfalls Rom: »Warum werde ich als ein Ungeheuer angesehen, ohne Kopf und ohne Ohren, ohne Nase und ohne Arme ...«, »Was haben sie, was ich nicht habe? Ich habe einen menschlichen Körper und bin kein Kind des Teufels ...«.

In die Sparte Migrantenliteratur fällt auch der assyrische Christ **Naum Melo**

mit seinem autobiographischen Bericht der Kindheit in der hintersten Türkei, der schweren Lehrjahre in Istanbul und als Gastarbeiter in Österreich: »Staub und Rauch«, Europaverlag, Wien 1983 (ein Folgeband ist in Arbeit). Die blendende Satire »Der Aufzug«, ein Stück über Inländer, Ausländer & Zugvögel des vielseitigen **Hakan Gürses**, der seit der Nummer 6 auch für die STIMME verantwortlich zeichnet, wird hier nicht sozusagen pro domo in eigener Sache erwähnt, sondern notgedrungen für jeden, der eine der Aufführungen (mit Regina Hofer, Mehmet Emir) quer durch Österreich gesehen hat.

**Tomizlav Blažev**, auch als Autor ein Zweisprachiger, serbo-sloweno-kroatisch und deutsch und dazwischen und hin- und hergerissen:

Koliko je potrajalo  
Dok te nisu slomili  
Bis man dich entschärft  
Bis du stumpf und hörnerlos  
geworden

Wie lange brauchte man  
Bis man dich gebrochen hat  
Dok su ti sabili rogove  
Dok nisi postao sut i tup

zeigt »ein Beispiel eines Gedankenherganges typisch für uns Zweisprachige: Ohne uns anstrengen zu müssen, wandern unsere Gedanken hin und her ...« (T. Blažev). Auch **Hans Rigo** (tschechisch, deutsch) und **Slobodan Sv. Miletić** (serbokroatisch, deutsch) müssen in diesem Zusammenhang erwähnt werden.

Ich beende meinen sehr unvollständigen Exkurs über Migrantenliteratur mit dem Kabarett-Duo **Şinasi Dikmen** und **Muhsin Omurca**, das erste und einzige deutschsprachige Türkenkabarett Deutschlands, das vor einiger Zeit mit »Der Beschneider von Ulm« auch in Istanbul gastierte. Hier wird ohne Wehleidigkeit auf eigene Wehleidigkeit, aber auch Verletzlichkeit, auf Verunsicherung und Identitätsverlust mit selbstironisch spitzem Finger gezeigt. Um es nur allen recht zu machen, um ja diese ersehnte, verhaßte deutsche Staatsbürgerschaft zu bekommen, wird sogar eine Beschnei-

dung operativ rückgängig gemacht. Ein unvergeßliches Wortspiel (über den relativ kleinen Unterschied zwischen türkischen und deutschen Männern) ist wohl das von »Lust und Verlust«, direkter ausgedrückt: durch Beschneidung verlängerter Lustgewinn ist wirtschaftlich gesehen ein Verlust, nämlich Zeitverlust. So wird dies und jenes, der eine und der andere der Beteiligten an Spiel und Ernst, Inländer und Ausländer ordentlich die Schaufel genommen, und alle bekommen gekonnt ihr Fett ab. Eines steht seither fest: Goethe war Türke und der erste Gartenzwerg auch, nein, nicht Goethe, Türke! Und deshalb lieben die Deutschen die Türken so sehr. Das alles wird mit rasantem Tempo, mitreißender, manchmal sogar satirisch eingesetzter Musik (die deutsche Nationalhymne assimiliert sich und mutiert in musikalische Arabeske) und Spiellaune, Vorder- und Hintergründigkeit wirksam auf die Bühne gebracht (Deutscher Kleinkunstpreis 1988).

Eine Kuriosität innerhalb der türkischen Literatur ist sicher das Buch des zu früh verstorbenen **Turan Aziz Beler**, Journalist und Tourismuspionier: »War Adam Türke?«. Dieser witzige Aufhänger des journalistisch Erfahrenen führt zu Geschichten und Geschichtchen, Legenden und Märchen um die beiden Hauptfiguren des 580-Seiten-Buches, **Kumbaba** (»Sandvater«, ein Allesheiler und gleichzeitig Name einer romantischen Hotelanlage am Schwarzen Meer) und **Beler**, den Autor und Hotelinhaber selbst. Weitere Besonderheiten: Es ist in deutscher Sprache in der Türkei verfaßt, und das gewiß nicht nur zu touristischen Zwecken; seine Gattin, »Trudchen«, ist übrigens eine Hallerin, also aus Hall in Tirol.

Nun noch ein anderer Brückenschlag zum Abschluß, lang angekündigt und nicht nur deshalb archäologisch – und gleichzeitig hochaktuell: In wenigen Tagen wird die Arbeit an der Rettung und Restaurierung des Mosaiks des großen Kaiserpalastes in Istanbul hinter der Blauen Moschee wieder fortgesetzt – eine Zusammenarbeit der Türkischen Museums- und Altertümerverswaltung mit der österreichischen Akademie der

Wissenschaften seit 1983, wissenschaftlicher Leiter: **Werner Jobst**: Leiter des Restauratorenteams, zu dem türkische und österreichische Fachleute gehören. Es handelt sich dabei um eine der großartigsten Mosaikkompositionen, um das umfangreichste Tier- und Landschaftsmosaik der Antike mit etwa 120 noch erhaltenen menschlichen und tierischen Gestalten, mit vielen landschaftlichen, pflanzlichen und architektonischen Elementen, ursprünglich 1872m<sup>2</sup> groß. Der Schmuckboden ist Teil der Neugestaltung des Kaiserpalastes aus der Zeit Justinians (527-565), eine Ansammlung von Repräsentationsbauten: Audienzhallen, Senat und Sitzungssälen, Kirchen (Hagia Sophia, Irenenkirche), Kapellen mit Höfen und Gärten vom Hippodrom bis hinunter zum Marmarameer.

Nach der Übersiedlung der Werkstatt im heurigen Frühjahr von der Irenenkirche zum – in den Fünfzigerjahren errichteten und jetzt neugebauten – Mosaikmuseum, also zurück an den Ort, wo sich die Mosaiken befanden, haben die Restauratoren nun die gewünschten Bedingungen für ihre technisch, technologisch und handwerklich äußerst komplizierten Verfahren und aufwendige Arbeit: Es mußte der Mosaikboden abgenommen und mit einem neuen Mörtelbett versehen werden, darunter kam ein stabiler Träger, aus der Technologie des Flugzeugbaus. Mit all diesen Maßnahmen soll das Mosaik gegen weiteren Verfall geschützt werden, darauf wird die letzte Phase der Restaurierung folgen: Reinigung, Konservierung, Ergänzung und Präsentation. Es wird aber noch voraussichtlich bis 1996 dauern, bis das 1979 geschlossene Mosaikmuseum – wir haben damals das Mosaik noch in situ bewundern können – wieder für den Publikumsbesuch geöffnet ist.

Ein weiterer archäologischer Brückenschlag zwischen der Türkei und Österreich sind die Ausgrabungen in Ephesus – vielleicht erzähle ich Dir davon auch einmal.

Doch für heute genug! Mach's gut!  
Kolay gelsin!




# Minderheit einer Minderheit

von **Stefan Nicolini**

Ein Bericht über die ladinische Volksgruppe und ihre politischen Bemühungen um eine Sonderautonomie in Südtirol

In der Hochsaison schlängeln sich an die 7.000 Urlauberautos die enge und gefährliche Straße in die Alta Badia, in das Hochalpeital hinauf. Derselben Blechschlange begegnet der Tourist in der Val Gherdeina, im Grödental. Skifahrer im Winter, Bergsteiger im Sommer. Hotels, Pensionen, Restaurants und Aufstiegsanlagen prägen die Landschaft hier in den ladinischen Dolomitentälern, der Schweiz Südtirols. In den Gemeinden Alta Badia, Corvara, Urtijei, S. Cristina in Gherdeina, S. Martin de Tor und La Val werden jährlich 1.500.000 Nächtigungen verbucht. Der Tourismusboom steht auf seinem Höhepunkt.

Die Skiassie Peter Runggaldier oder Isolde Kostner, der Bergsteiger und Filmmacher Luis Trenker, Mile-

na Rudifera, Sängerin an der Wiener Volksoper, oder der in den USA lebende Musiker **Giorgio Moroder**: Sie alle sind Ladinier und Ladinierinnen, VertreterInnen jener dritten in Südtirol lebenden Volksgruppe, die bisher meist unerwähnt blieb oder bestenfalls in einem Atemzug mit den deutschsprachigen SüdtirolerInnen genannt wurde.

Seit nahezu 2.000 Jahren leben sie in den Tälern um das Sellamassiv, trotzten den Bergen und zusehends ihren nördlichen und südlichen Nachbarn. Männer und Frauen tragen hier stolz ihre bunten und reichverzierten Trachten auf religiösen Prozessionen zur Schau. Doch die Trachten stellen in Ladinien keine Eigenheit dar, sie gehören zum Selbstverständnis aller Musikkapellen und Schützenkompanien Südti-

rols. Die kulturelle Eigenart stützt sich weitgehend auf die Sprache. Das Ladinische bzw. Rätoromanische war in den ersten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung durch die Verschmelzung des Rätischen der Ureinwohner und des Lateinischen der römischen Beamten und Soldaten entstanden und hatte sich über den gesamten Alpenbogen verbreitet. Seit dem Zusammenbruch der antiken Welt ist diese Sprache auf dem Rückzug, sodaß heute bloß drei Sprachinseln erhalten blieben: im Schweizer Kanton *Graubünden* (ca. 50.000 Personen), im norditalienischen *Friaul* (ca. 700.000) und in den *Dolomitentälern* (ca. 30.000).

Die Dolomitenladiner leben auf drei Provinzen bzw. zwei Regionen verteilt. Dies bedeutet eine Schwächung der ethnischen Einheit – die Bemühungen um eine ladinische Einheitssprache nach Schweizer Vorbild haben sich nicht zuletzt deshalb in den letzten Jahren massiv verstärkt; doch bestehen von Talschaft zu Talschaft nicht unerhebliche Interessenkonflikte und dialektale Unterschiede. Während die Gadertaler und Grödnertal sich stets der deutschen Kultur angenähert haben, orientieren sich ihre südlichen Nachbarn über dem Falzaregopaß von jeher an dem italienischen Kulturraum. Die Ladinier in Südtirol konnten bisher jedoch ihre Interessen am nachhaltigsten durchsetzen, da sie die Vorteile der Südti-

roler Autonomie genossen. Weniger Unterstützung fanden ihre Nachbarn im Fassatal und Fleimstal des Trentino; am schwierigsten gestaltet sich die Lage der Ladinier im Bellunesischen, da sie als Minderheit nicht anerkannt und deshalb nicht geschützt werden. Um diesem entgegen-

zu treten, haben sich einige Intellektuelle und Kulturschaffende zur »Union Generale de Ladins«, der kulturellen Dachorganisation der Ladinier, zusammengefunden. Die derzeitige Vorsitzende ist Hilda Pizzinini, Besitzerin des Dreisterne-Hotels »La Stüa« (dt. Die Stube) in St. Kassian im Hochalpeital. »Das Ladinertum ist eine alte Kultur, sie hat 2.000 Jahre überlebt und sie wird auch die nächsten 2.000 Jahre überleben«, zeigt sie sich zuversichtlich. Der Tourismus fördere gerade das Bewußtsein um die eigene Kultur, da die Jugend nicht mehr wie früher das Dorf ver-

lassen müsse, sondern im Tal selbst Arbeit finde, glaubt Pizzinini. Die wenigen Vollerwerbsbauern jedoch sind hier inzwischen zu Landschaftspflegern und geschätzten Fotomotiven verkommen.

Trotzdem – mit dem kulturellen Erwachen scheinen die

Ladiner auch ein neues politisches Bewußtsein zu gewinnen

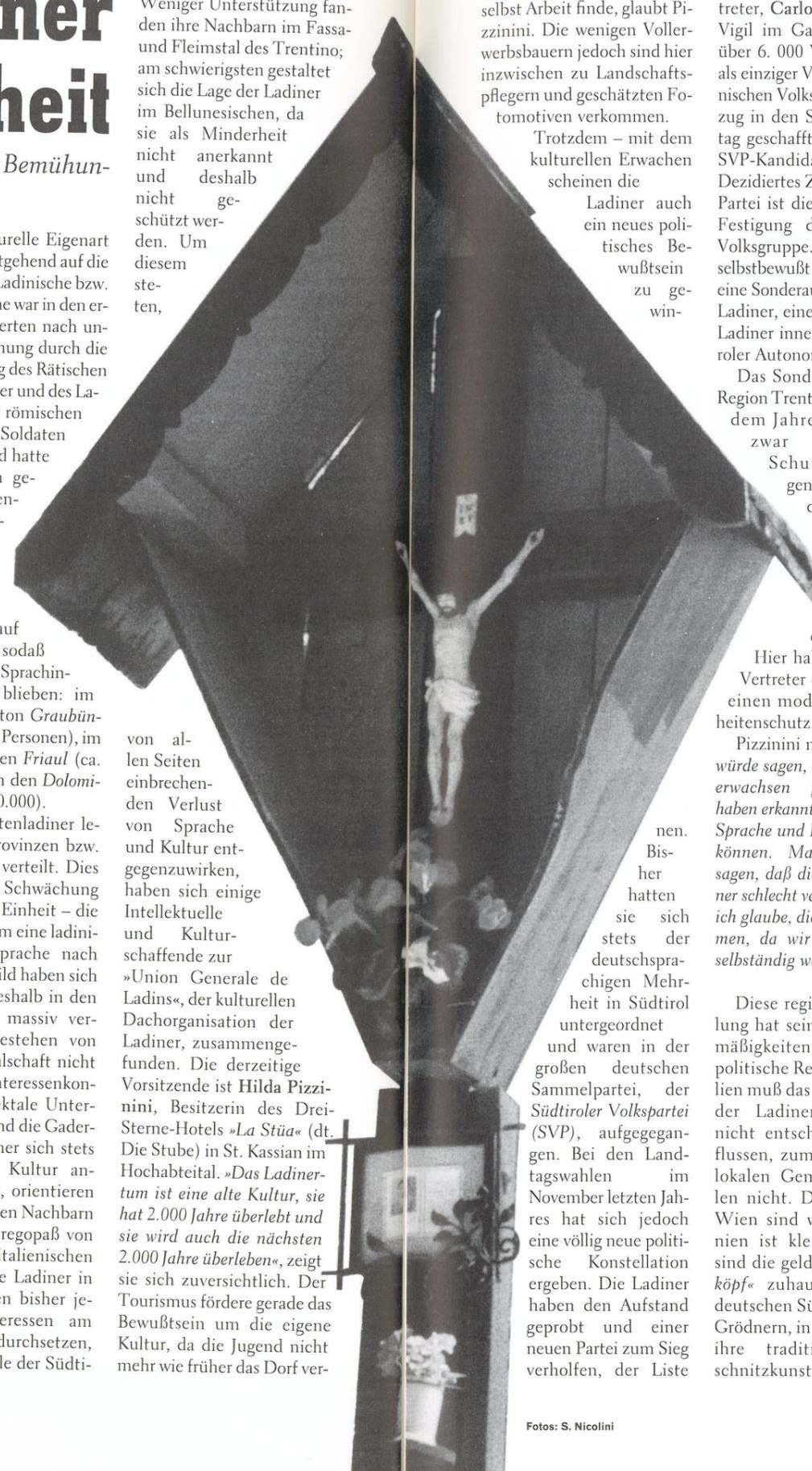
der »Ladins«. Ihr Spitzenvertreter, Carlo Willeit aus St. Vigil im Gaderthal, hat mit über 6.000 Wählerstimmen als einziger Vertreter der ladinischen Volksgruppe den Einzug in den Südtiroler Landtag geschafft und somit den SVP-Kandidaten verdrängt. Dezidiertes Ziel dieser neuen Partei ist die Erhaltung und Festigung der ladinischen Volksgruppe. Willeit fordert selbstbewußt und siegesicher eine Sonderautonomie für die Ladinier, eine Autonomie der Ladinier innerhalb der Südtiroler Autonomie also.

Das Sonderstatut für die Region Trentino-Südtirol aus dem Jahre 1972 enthält zwar verschiedene Schutzbestimmungen für die Ladinier der Provinzen Bozen und Trient, diese bedeuten jedoch wenig.

Hier haken die Ladins-Vertreter ein und fordern einen modernen Minderheitenschutz.

Pizzinini meint dazu: »Ich würde sagen, die Ladinier sind erwachsen geworden. Sie haben erkannt, daß sie auf ihre Sprache und Kultur stolz sein können. Man kann nicht sagen, daß die SVP die Ladinier schlecht vertreten hat; aber ich glaube, die Zeit ist gekommen, da wir auch politisch selbständig werden.«

Diese regionale Entwicklung hat seine Eigengesetz-mäßigkeiten; der erfolgte politische Rechtsruck in Italien muß das Wahlverhalten der Ladinier in Zukunft nicht entscheidend beeinflussen, zumindest bei den lokalen Gemeinderatswahlen nicht. Denn Rom und Wien sind weit und Ladinien ist klein. In Gröden sind die geldgierigen »Holzköpfe« zuhause, sagen die deutschen Südtiroler zu den Grödnern, in Anspielung auf ihre traditionelle Holzschnitzkunst.



Fotos: S. Nicolini

## SPRACHGRUPPENZUGEHÖRIGKEITSERKLÄRUNG LAUT VOLKSZÄHLUNG IN SÜDTIROL 1991

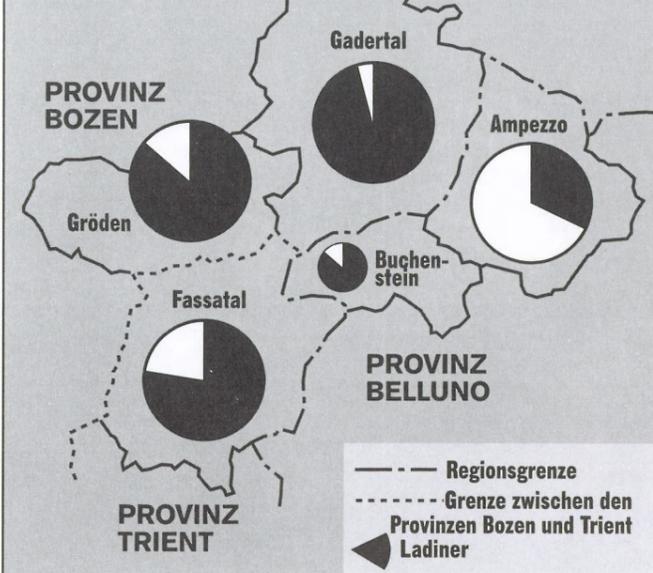
Deutsch .....	287.503	(67,99%)
Italienisch .....	116.914	(27,67%)
Ladinisch .....	18.434	(4,36%)

Nichtsdestoweniger laufen auf regionaler Ebene die Bemühungen um eine einheitliche politische und kulturelle Identität der Ladinier verstärkt an. Auf dem Prüfstand steht allemal die SVP, die deutsche Mehrheitspartei. »Wenn die SVP sagt, daß sie die ladinischen Interessen vertritt, dann darf sie nicht gegen die Ladinier arbeiten«, glaubt Pizzinini. Und zu diesem Urteil kommen immer mehr Ladinier, die sich einen neuen politischen Rahmen schaffen wollen. Die erst kürzlich erfolgreich beendeten Verhandlungen um das sogenannte Südtirol-Paket und die damit verbundene Abgabe der Streitbeilegungserklärung von seiten Österreichs und Italiens vor der UNO in New York haben eines klar gezeigt: Für Österreich ist Südtirol kein Thema mehr; ein eventueller EU-Beitritt läßt viel eher

die innenpolitischen Wogen hochgehen, aber nicht das – inzwischen durch den Fremdenverkehr reichgewordene – Südtirol. Dadurch ist eine neue Politik notwendig geworden, die verstärkt von den Menschen in Südtirol gestaltet wird und nicht mehr mit dem – inzwischen alten und abgewetzten – Joker namens Österreich jonglieren kann. Dies scheinen die Ladinier früh erkennen zu haben. Es bleibt nun abzuwarten, ob sich die neue ladinische Partei längerfristig durchsetzen kann. Ein Sprichwort aus dem Trentino lautet: *Chi l'va pian, l'va sicur e lontan!* Wer langsam geht, geht sicher und kommt weit voran. ■

Stefan Nicolini ist freier Mitarbeiter bei dem RAISender Bozen und der Zeitschrift FF-Südtirol.

## Die Dolomitenladiner



# Demokratie für alle

Ein Aufruf der unabhängigen Liste »Demokratie für alle«, die an den Arbeiterkammerwahlen am 2. und 3. Oktober 1994 teilnimmt.

**W**ir leben in einer Demokratie! Ihr Grundprinzip ist die gleiche Beteiligung aller BürgerInnen an der politischen Gestaltung. Die bescheidenste Form der politischen Mitbestimmung ist das passive Wahlrecht für ausländische ArbeitnehmerInnen bei Betriebsrats- und Arbeiterkammerwahlen.

Ausländische MitbürgerInnen, die bereits seit langem hier leben und arbeiten, dürfen nicht dauerhaft von demokratischen Rechten ausgeschlossen werden. Die Demokratie ist nicht teilbar. Die Verweigerung des Wahlrechts steht einer Integrationspolitik entgegen. Es kann nicht von Demokratie und Integration geredet werden, wenn ein Teil der Gesellschaft davon ausgeschlossen ist.

Aus diesem Grund wurde die unabhängige Liste

»Demokratie für alle« gegründet, die die Gleichstellung von ausländischen MitbürgerInnen mit inländischen fordert. Als primäres Ziel wird

## ... was der Fall ist

Der Grüne Klub macht mit der Aktion »Fall der Woche« auf die Konsequenzen der verschärften Ausländergesetze aufmerksam.

**E**ine Bosnierin, die von serbischen Soldaten mißhandelt und vergewaltigt wurde, bekommt auf ihren Asylantrag den ablehnenden Bescheid, daß die behauptete Vergewaltigung unglaubwürdig sei; eine hochschwangere Österreicherin darf ihren Ehemann, einen jugoslawischen Staatsbürger, nicht zu sich nach Österreich holen, da er laut Behörde keinen Primärfall für die Quotenregelung darstelle; ein bosnischer

nach über 30 Jahren Ausländerbeschäftigung in Österreich endlich die Verwirklichung des passiven Wahlrechts für alle ausländischen ArbeitnehmerInnen bei Arbeiterkammer- und Betriebsratswahlen angestrebt. Gleichzeitig finden sich auf den Listen der beiden großen politischen Fraktionen keine Kandidaten und Kandidatinnen, die ausländischer Herkunft sind.

Die Verwirklichung der Gleichstellung liegt im Interesse aller ArbeitnehmerInnen unabhängig von ihrer Natio-

nalität. Die Stärke der Gewerkschaften und Arbeitnehmervertretungen liegt gerade in ihrer Einheit und Solidarität.

»Demokratie für alle« ist eine unabhängige Liste. Sie hat vor allem ÖsterreicherInnen ausländischer Herkunft als KandidatInnen für die kommenden Arbeiterkammerwahlen am 2. und 3. Oktober 1994 aufgestellt.

Die unabhängige Liste »Demokratie für alle« rechnet fest mit Ihrer Unterstützung und mit Ihrer Stimme bei diesen Arbeitnehmerwahlen. ■

Flüchtling, dessen Frau und Tochter vor ihm nach Österreich geflohen sind, muß, weil er illegal eingereist sei, Österreich wieder verlassen; ein »Altösterreicher« aus Brasilien, der in Vorarlberg lebt, darf nach einem Auslandsbesuch nicht mehr in Österreich bleiben; eine schwangere Tunesierin muß Österreich verlassen, obwohl ihr Mann eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis hat; Kriegsdeserteuren aus Kosovo wird das Asylrecht verweigert ...

Sechs Fälle, die die Feststellung des Flüchtlingshochkommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR) bestätigen: »Österreich ist kein sicheres Drittland mehr.« Sie alle zeigen die Konsequenzen der verschärften sog. Ausländergesetze (Fremdengesetz, Asylgesetz, Aufenthaltsgesetz, Bundesbetreuungsgesetz, Ausländerbeschäftigungsgesetz) auf; sie zeigen, daß sich die rechtliche Situation der nichtösterreichischen StaatsbürgerInnen dramatisch verschlechtert.

Mit der Aktion »Fall der Woche« versucht der Grüne Parlamentsklub, die Öffentlichkeit auf die entrechtete

Lage der Asylsuchenden bzw. der MigrantInnen aufmerksam zu machen. Im Rahmen der Aktion wurden in den ersten sechs Wochen die oben aufgezählten sechs Fälle via Medien der Öffentlichkeit vorgestellt, weitere sollen Woche für Woche folgen – bis zur Nationalratswahl. Insgesamt 25 typische Fälle (wohl nicht die einzigen) in 25 Wochen.

»Begleitend zu diesen Fällen soll in regelmäßigen Abständen über die weitere Entwicklung der jeweiligen »Fälle der Woche« berichtet werden«, verkünden die Grünen in ihrem Informationsblatt. Ebenda wird allerdings betont, daß eventuelle einzelne Erfolge im einen oder anderen aufgegriffenen Fall nicht darüber hinwegtäuschen sollten, »daß eine befriedigende und vor allem humane Lösung dieser Probleme nur durch eine umfassende Änderung der Ausländergesetze möglich ist«. In der Tat kann die geplante Präsentation der 25 Fälle nur einen Querschnitt der dramatischen Lage von NichtösterreicherInnen darstellen – das ist aber leider noch lange nicht alles, was in Österreich »der Fall ist«. ■



# PfadfinderInnen und Minderheiten

von Claudia Steidl und Harald Hinger



Foto: K. Grohmann

**E**uropa besteht aus einer Vielzahl von Völkern, die sich im Laufe der Jahrhunderte durch Emigration und Immigration vermischt haben, was viel zur kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung dieses Kontinents beigetragen hat. Die in über 150 Ländern vertretenen PfadfinderInnen bilden heute nicht nur die größte Jugendbewegung, sondern auch das größte multikulturelle, überkonfessionelle und überparteiliche Netzwerk der Welt.

Interkulturelles Lernen, ein wichtiger Bestandteil unseres Jugendprogramms, soll den Jugendlichen nicht nur helfen, andere Kulturen und Werte schätzen und akzeptieren zu lernen, sondern ihnen auch ihre eigenen näherbringen.

## Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit

In einem Europa, dessen wirtschaftliche Situation nicht sehr rosig ist und die Menschen um ihre gesicherte Zukunft bangen, nehmen Intoleranz und Rassismus zu. Daher haben sich die PfadfinderInnenverbände Europas einmütig dazu entschlossen, verstärkt an der Verbesserung interkultureller Verständigung zu arbeiten und gegen die wachsende Intoleranz und Xenophobie zu kämpfen. Solidarität mit Menschen anderer Kulturkreise in anderen Teilen Europas und der Welt ist wichtig, aber sie kann gegenseitiges Verständnis und Respekt gegenüber »anderen« Gruppierungen innerhalb des eigenen Landes, der eigenen Stadt, des eigenen Bezirks nicht ersetzen. Es ist die Pflicht jeder PfadfinderInnenorganisation, in ihrer Jugendarbeit und in ihrer Führer- ausbildung Rücksicht auf die Bedürfnisse der jungen Menschen aus ethnischen Minderheitsgruppierungen zu nehmen und alle Jugendlichen auf ein Leben in einer multikulturellen Gesellschaft vorzubereiten.

## Lokale Problemfelder statt Großprojekte bearbeiten

Bei der Konferenz der deutschsprachigen PfadfinderInnenverbände, die im Februar 1994 in Wien abgehalten wurde, gelangten die VertreterInnen zu dem Entschluß, daß sich die PfadfinderInnen in Zukunft verstärkt um die Integration von Minderheiten bemühen müssen. Die Forderung nach Solidarität, die als Grundwert in allen Satzungen und im Versprechenstext der Pfadfinderbewegung festgehalten wird, muß ernst genommen werden, wobei zu überlegen ist, in welcher Form Minderheitenintegration verwirklicht werden kann, ohne die Betroffenen zu bevormunden oder sie uns, simpel betrachtet, »anzupassen«. Die VertreterInnen der verschiedenen Pfadfinderverbände haben sich darauf geeinigt, in einem ersten Schritt von den bisher üblichen Großprojekten Abstand zu nehmen und sich verstärkt lokalen Problemfeldern zu widmen. Außerdem wünschten sich die TeilnehmerInnen einen

intensiveren Austausch von Kurs- und Bildungsprogrammen.

## Sinnvolle Integration braucht Zeit, Wissen und Engagement

Die Weltorganisation der PfadfinderInnen (WOSM) veranstaltete im April 1994 in Schweden ein Seminar, an dem 33 VertreterInnen aus 18 europäischen Ländern teilnahmen. Neben PfadfinderInnen waren auch andere Organisationen vertreten, die mit ethnischen Minderheiten arbeiten.

Das fünftägige Seminar gab den TeilnehmerInnen Gelegenheit, ihre Ideen und Methoden zur interkulturellen Erziehung zu präsentieren und Erfahrungen auszutauschen. Wie sich zeigte, haben die meisten europäischen Länder das gleiche Problem: Die Mitglieder der Pfadfinderbewegung kommen zum Großteil aus der »weißen« Mittelschicht. Lehrlinge finden sich darin genauso selten wie Angehörige anderer Volksgruppen oder Religionen.

Was nicht heißt, daß es sie nicht gibt. Wir haben Vertre-

terInnen aller Hautfarben, Religionsbekenntnisse, Sprachen und geistig wie körperlich Behinderte in unseren Reihen – und es gibt da keinerlei Schwierigkeiten, denn bekanntlich sind Einzelfälle viel leichter zu integrieren als ganze Gruppen. Wir wollen offen sein für alle Kinder und Jugendlichen. In einigen Ländern, wie Schweden und Großbritannien, kümmern sich bezahlte Fachkräfte hauptberuflich um die Integration von Minderheiten. Daß so eine Arbeit enorm viel Zeit, Wissen und Engagement erfordert, ist die Lehre, die sie aus vielfältiger Erfahrung gezogen haben. Und daß man von »normalen« JugendbegleiterInnen nicht verlangen kann, sich dermaßen in eine andere Kultur oder Religion hineinzuversetzen, alles verstehen zu können und an alles zu denken (wie z.B. die Gebetsrituale der Moslems oder das koschere Essen für Juden etc.).

Angesichts dessen stellte sich die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, zu versuchen, Angehörige anderer Kulturen in diese doch westliche und vorwiegend christliche Bewegung zu integrieren, oder ob nicht nur Austausch und Verständnis mit »Anderen« gefördert werden sollte. Schließlich wollen wir ja nicht alle gleich machen, sondern die Unterschiede verstehen und tolerieren lernen. Denn wir sind zwar alle gleich, aber jeder ist anders. ■

Claudia Steidl ist Internationale Beauftragte des Landesverbandes Wien der PfadfinderInnen Österreichs; Harald Hinger ist Stufenführer der 16-20jährigen PfadfinderInnen in Wien.

# Roma – Mythos und Wirklichkeit

Eine Rückschau auf die Veranstaltungsreihe, die vom 13. bis 30. April in Wien stattfand

Zigeuner, Cigani, Gypsies, Gitanos – vielfältig sind die Namen, mit denen die Gastländer dieses Volk bezeichneten. Negative Vorurteile, geheimnisvolle My-

reichische Volksgruppe anerkannt – ein Meilenstein in der Geschichte dieses Volkes, in der wir sonst kaum positive Daten finden. Verfolgung, Diskriminierung, Vernichtung standen an der Tagesordnung, wohin sie auch kamen auf ihren Wanderungen, die ungefähr im 10. Jahrhundert in Nordindien ihren Ausgang nahmen.

Ein neues Wort heißt noch lange nicht, daß die Vorurteile verschwunden wären und daß sich die Einstellung des Mehrheitsvolkes gegenüber den Roma verändert hätte. Die Anerkennung als Volksgruppe bedeutet zwar den politischen Willen, die Situation der Roma in Österreich zu verbessern, sie gibt den Roma auch Selbstbewußtsein, aber sie bedeutet nicht, daß die Menschen nun plötzlich anders denken.

Durch Informationen über die Wirklichkeit ein Umdenken zu bewirken, ist Aufgabe der Roma-Organisationen. Romano Centro, eine dieser in Österreich tätigen Romavertretungen, hat sich mit der Veranstaltungsreihe »Roma – Mythos und Wirklichkeit« dieser Aufgabe gestellt. Zusätzlich zu André Hellers Romamusikshow »Magnet« im Wiener Ronacher wollte das Programm weitere Erfahrungen, Sehnsüchte, Angst, all das und mehr verbindet man mit diesen Worten. Roma ist eine Eigenbezeichnung in der eigenen Sprache Romanes, eine Bezeichnung, die sich langsam durchzusetzen beginnt und die auch im politischen Zusammenhang verwendet wird.

Die Roma (als Überbegriff für Roma und Sinti) wurden im Dezember 1993 als die sechste öster-

des Themas durch Nichtroma in Büchern, in musikalischen und szenischen Bearbeitungen wurde Platz eingeräumt. Es war die bisher größte Veranstaltung des Vereins, es war sicher auch das breiteste und vielfältigste Programm, das es bisher zu diesem Thema in Österreich gab.

Die Buchausstellung »Wege zur Romaliteratur« wurde am 13. April eröffnet und war bis 6. Mai zu sehen. Bei der Eröffnung im Tief-

anbieten: fundiertes Wissen, direkten Kontakt mit Persönlichkeiten der Roma-



welt, Einblick in die vielfältige Kultur dieses Volkes – Roma als Musiker und Sän-



speicher der Nationalbibliothek verfolgten über 300 Besucher sowohl die Reden (u.a. von André Heller) als auch die Romamusik aus der Ukraine aufmerksam.



Das »Requiem für Kaza Katharina« von Anita Geiges und Gerhard Rosenfeld in der Otto-Wagner-Kirche hat – bei winterlichen Temperaturen – vor kleiner, dafür aber begeisterter Audienz seine österreichische Erstaufführung erlebt.

Die Romakulturwoche »Amen sam so amen sam« im InterkulTheater bot für ganz unterschiedliche Interessensbereiche die Möglichkeit der Annäherung: von einem Büchertisch mit Fachliteratur bis zu einer Aufführung der Theatergruppe »Romathan«. Den Höhepunkt des Publikumsinteresses bildeten die letzten beiden Abende: »Die traditionelle Musik der Roma« mit Pera Petrović und Ruža Nikolić-Lakatos und die »Kochkunst und Festkultur der Roma«. Das Theater wurde in ein Ambiente für ein Romafest umfunktioniert.

Das Tanztheater »Rosa Winter« im Jugendstiltheater Baumgartner Höhe, das die Leidensgeschichte einer heute in Linz lebenden Sintica wiedergibt, fand am 27. und 28. April seine Wiener Premiere und stieß sowohl beim Publikum als auch bei den Kritikern auf große Begeisterung.

Die Romaliteraturwoche »Wenn die Sonne zur Ruhe geht, ergreif den letzten Strahl« im Oratorium der Nationalbibliothek stellte an fünf Abenden literarische Produkte der Roma aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Rumänien, Ungarn, Tschechien und Österreich vor. Die Lesungen wurden jeweils von entsprechender traditioneller Musik begleitet. Der rumänische und der tschechische Abend wurden im Schloß Büchsenhausen, Innsbruck, wiederholt.

Ohne Zweifel sind wir durch diese Veranstaltungsreihe in der Annäherung von Mehrheit und Minderheit einen Schritt weitergekommen. ■

Ursula Hemetek

# Durchbrechung des Definitionsmonopols

Zu den Erfolgen und Mißerfolgen der Salzburger Filmreihe »AUSLAND IM INLAND«

Minderheiten sind in der Regel Objekte der Politik. Auch im Bundesland Salzburg wurden die Belange der drei im Minderheitenjahr involvierten Minderheitengruppen – autochthone Minderheiten, soziale Minderheiten – fast ausschließlich von der Mehrheitsbevölkerung aufgegriffen und thematisiert.

Die Salzburger Forschungsgemeinschaft (FG) Boltzmann-Institut/Steinacher-Fonds hat gemeinsam mit SOS-Mitmenschen/Plattform Salzburg (SOS) versucht, diese beinahe Monopolisierung der Minderheitenfrage durch die inländischen, männlichen, heterosexuellen Salzburger ohne Behinderung zu durchbrechen. Für die Filmreihe »Ausland im Inland« wurden Filme und Videos aus drei Kontinenten ausgesucht, die auf verschiedenste Art und Weise die drei Minderheitengruppen zusammenbrachten. So sollte die sozialpolitische Benachteiligung von AusländerInnen mit Behinderung oder die soziokulturelle Diskriminierung von ausländischen Lesben und Schwulen weit über die sog. Szene hinaus zur Diskussion gestellt werden. FG und SOS hofften, hierdurch auch konkrete Aktionen anzuregen.

Dieses programmatische Vorhaben ist im großen und ganzen gescheitert. Die einschlägigen Betroffenenorganisationen haben zwar in allen Fällen die Diskussionsveranstaltung und Aktionen mitgetragen. Die Basis fehlte

jedoch fast vollständig. Lediglich im Falle der AusländerInnen mit Behinderung trafen sich VertreterInnen der Uni, der Stadt und des Landes mit AktivistInnen mehrerer AusländerInneninitiativen. Ausschließlich in diesem Bereich wurden am Schluß auch konkrete Pläne überlegt, um AusländerInnen mit Behinderung den InländerInnen im Land Salzburg gleichzustellen.

Obwohl die Beteiligung an der Filmwoche nur mäßig und das Engagement bei der Diskussionsveranstaltung ein Flop war, kann man die Frühjahrsaktivitäten des Minderheitenjahres doch gewissermaßen als ein »coming out« der Salzburger Minderheiten bezeichnen. Zum ersten Mal sind VertreterInnen der drei Minderheitengruppen zusammengesessen und haben über

die jeweilige Lage, die Überschneidungen ihrer Aktivitäten und über mögliche Vernetzungen gesprochen. Mehrere Tabus wurden durchbrochen, nicht zuletzt die des Definitionsmonopols. Seit diesem Frühjahr können die inländischen, männlichen, heterosexuellen Salzburger ohne Behinderung nicht mehr ruhigen Gewissens behaupten, daß sie wüßten, wie man die Salzburger Minderheiten einteilt, integriert und politisch gleichstellt. Ein bescheidenes Ergebnis. Das Jahr hat jedoch 12 Monate. Womöglich entsteht im zweiten Halbjahr etwas auf der Basis dieses ersten Durchbruchs. ■

Dr. Eugene Sensenig ist Sprecher des »Minderheitenjahres Salzburg« und Leiter der »Initiative Salzburger AusländerInnenbeirat«.





# »Ein Film, den eigentlich keiner will ...!«

Eine Reportage von  
Gabriele Müller-Klomfar

Susanne Zankes neuester Fernsehfilm »Zigeunerleben« greift ein brisantes Thema auf. Unverkitscht und ohne Weichzeichner erzählt er von ausgegrenzter, demütigender Existenz am Rande eines fiktiven, österreichischen Dorfes.

Das Dorf hat keinen Namen – und fände doch wohl in so manchem Winkel Österreichs seine mögliche Heimat. Satt, bieder und selbstvergessen döst es vor sich hin, denn hier hat alles seine Ordnung und jeder seinen von Geburt an angestammten Platz: Die einen sind oben, die anderen unten. Die einen sind »drinnen«, die anderen sind »draußen«. Die einen wohnen seit Generationen anerkannt und geachtet in ihren schmucken Häusern im Ortskern und haben das Sagen, die anderen leben zwar ebenfalls schon seit Generationen hier, aber im dörflichen Abschied: Dichtgedrängt in ihrer Wohnwagen- und Barackensiedlung am

Dorfrand haben sie gelernt, auch im kühlen Klima der Ablehnung und Diskriminierung die eigene Identität, Selbstachtung und Lebensfreude zu bewahren. Vor allem aber hat sie ihre eigene Geschichte gelehrt, wie wichtig und hilfreich es sein kann, sich im gegebenen Augenblick »unsichtbar« machen zu können, wenn die Zeichen wieder einmal auf Sturm stehen.

Die einen: das sind die Gaje, die anderen: die Zigeuner. Eines Tages ist es wieder soweit, ein Verbrechen bringt den dörflichen Mikrokosmos in Aufruhr: Die Trafikantin des Ortes ist von einem bisher unbekanntem Täter aus-

geraubt und vergewaltigt worden. Einmal mehr hält man sich gar nicht damit auf, in den eigenen Reihen nach dem Übeltäter zu suchen, sondern richtet – in alter Gewohnheit – sein Augenmerk lieber auf die altbewährten Blitzableiter der Dorfgemeinschaft: auf die Mitglieder der Zigeunersippe Horvath ...

### Vor und hinter der Kamera

Das Drehbuch des Linzer Autors Thomas Baum verzichtet auf gängige Schwarz-Weiß-Malerei: In Baums Geschichte agieren auf der einen und anderen Seite nicht telegenische Abziehbilder mit symbolkräftiger Breitenwirkung, die dem Publikum Sympa-

thieträger vorgeben, sondern einfache Menschen mit klarer Sprache und allen Schattierungen ihrer charakterlichen und zwischenmenschlichen Grauzonen. Ein reizvolles Projekt also auch für die mitwirkenden SchauspielerInnen: Neben »Clan-Mutter« Ellen Umlauf (dem Fernsehpublikum bestens bekannt als tratschsüchtige Hundemutter im »Kaiser-mühlenblues«) agieren unter anderem Sandra Kreisler, Dietrich Siegl, Lila Gürmen, Roland Jäger, Michael Seida, Maria Martina, Hjalmar Este u.v.a.m. Gedreht wurde von der »Thalia-Film« im April/Mai 1994 in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland. Für die STIMME fand Regisseurin Susanne Zanke schon zu Beginn der Dreharbeiten Zeit für ein Interview.

**STIMME:** Ihre letzte Produktion »Die Leute von St. Benedikt« galt vielen als peinlich-seichte Seifenoper in ländlichem Ambiente: leichte Unterhaltung für ein Massenpublikum. Warum jetzt dieser engagierte Film für und über eine Minderheit?

**Susanne Zanke:** Im Grunde bin ich nur zu dem zurückgekehrt, was ich ja immer schon gemacht habe: sozialkritische Filme, Minderheiten- und Frauenfilme ...

Die Kritiker sind ja zuletzt nicht gerade sanft mit Ihnen umgesprungen. War das leicht wegzustecken? Nein, es war ein Riesenschok für mich. Ich bin krank geworden davon und hab' mich nur schwer erholt. Ich habe mir dann auch andere, »hochgelobte« Serien angeschaut und wirklich nicht verstanden, warum man soviel Mist über mich ausgießt!

Vielleicht, weil man gerade von Ihnen – auch bei so einem Projekt – mehr Tiefgang erwartet hat? Kann sein, aber das ist bei derartigen Serien kaum möglich, der Produktionsdruck ist dort dreimal so hoch: Da kannst du nicht sehr lang überlegen, denn du mußt am Tag sechs Drehminuten ausspucken, sonst geht sich's hint und vorn nicht aus. Und die Drehbücher umzuschreiben, steht mir auch nicht zu.

Eine schlechte Erfahrung also, die man lieber schnell wieder vergißt? Nein, ich hab's gemacht, weil ich einmal sehen wollte, ob ich so ein Riesenprojekt (immerhin: siebeneinhalb Monate Drehzeit!) durchziehen kann. Jetzt weiß ich's und kenne auch alle Schwächen, die es da gibt! Außerdem habe ich das Team gern gemocht: Es war ein schönes Arbeitsjahr und eine Riesenerfahrung für mich!

Vor wenigen Monaten sind die Roma und Sinti – spät aber doch – als österreichische

Volksgruppe anerkannt worden. Wird der Fernsehfilm »Zigeunerleben« aus diesem Anlaß realisiert oder war er schon vorher geplant? Nein, er ist schon sehr lang geplant, und ich muß leider sagen: Das Projekt will niemand!

Wie ist das zu verstehen? Mein ORF-Redakteur hat versucht, Co-Produzenten aufzustellen, weil das Projekt nicht billig ist. Alle haben zwar das tolle Buch gelobt, wollten aber mit diesem Stoff nichts zu tun haben!

Aus welchen Gründen? Weil's anscheinend immer noch ein heißes Eisen ist: Man findet zwar die Exotik an Zigeunern interessant und sieht sie gern auf der Bühne toll tanzen und singen – siehe *Magneten!* Aber die Konfrontation mit den Realitäten des Zusammenlebens will man nicht haben! Deshalb auch die Riesen-

schwierigkeiten; eine Zeitlang hat es so ausgesehen, als würde die Sache überhaupt platzen!

Wie gelang es, diese Probleme doch noch zu lösen? Indem wir das Projekt verbilligten! Fünfmal mußten Thomas Baum und ich das Buch umschreiben, jetzt stehen wir bei 11 Millionen Produktionskosten statt der ursprünglichen 16 Millionen ...! Aber ich glaube, es ist immer noch ein sehr gutes Drehbuch daraus geworden!

Sie arbeiten also auch hier wieder einmal unter Druck von außen? Stimmt, ich stehe sogar doppelt unter Druck: Erstens mußte ich die »Scharte« von vorher ausweiten, zweitens mache ich einen Film, den keiner will! Ich leide zwar, wenn ich genau weiß, was ich will und daß ich mich dann aufgrund finanzieller Schwie-

rigkeiten beschneiden muß, aber gerade die Umstände feuern mich an, trotz der Mittel das Bestmögliche zustande zu bringen!

Die Dialoge werden zum Teil in Romanes gesprochen und deutsch untertitelt. Wie kommen die Schauspieler mit dieser nur mündlich überlieferten, schriftlich nicht existierenden Sprache zurecht? Sie lernen ihre Texte von vorbesprochenen Kassetten! Vor allem an Ellen Umlauf, die als »Urmutter Horvath« fast ausschließlich Romanes spricht, sind hier hohe Anforderungen gestellt.

Wann wird der Film im ORF zu sehen sein? Voraussichtlich im September, genauen Termin gibt 's noch keinen! Ich kann nur hoffen, daß man uns nicht an einem unattraktiven Sendeplatz »versteckt«! ■

## Frischer Wind aus Ankara

Aus der Besetzungsliste von »Zigeunerleben« gepickt: Lila Gürmen ist ein Name, den man sich merken sollte!

Es gibt Gesichter, die – bei aller Klarheit und Jugendfrische – ein weites Land sind. Lila Gürmen hat so eines. Wer sie auf ihre Rolle in »Zigeunerleben« anspricht, bringt es zum Strahlen: »Die Rolle der Anna Horvath ist für mich eine der schönsten in diesem Film: eine sehr erdige, stolze Frau, mit kraftvoller Zigeunermentalität ...!« Mag sein, daß der eigene, multikulturelle Lebenslauf der geborenen Türkin ihre künstlerische Sensibilität mitgeformt hat: Im Alter von drei Jahren aus dem sonnigen Ankara ins ostfriesische Nordeney verpflanzt und bis nach dem Abitur in dieser rauhen norddeutschen Wattenlandschaft aufgewachsen, hat es sie dann vor einem knappen Jahrzehnt nach Wien verschlagen: »In

meinem sehr weltoffenen Elternhaus hatte man Verständnis für meinen Berufswunsch, Schauspielerin zu werden. Gute Ausbildung war aber Voraussetzung!«



Dieser Ausbildung wegen zog es sie auch in die Theaterstadt Wien: im ersten »Schnupperjahr« experimentelle Filmarbeit und Privatunterricht bei Uwe Falkenbach, dann Absolvierung des Schubertkonserva-

toriums und danach Jahre intensiver Film-, Fernseh- und vor allem Theaterarbeit mit freien Gruppen. Bunt auch ihr Repertoire: von *Monty-Python*-Texten über Nestroys Kathi in *Der Zerisene* bis hin zur Titelrolle in Lessings *Nathan der Weise* (ein mimisches Gustostückerl, das 1992 im Theater im Künstlerhaus zu bewundern war!).

Heute fühlt sich die Neo-Wienerin dort, wo Ottakring am grünsten ist, zu Hause, ist nebenbei auch als Sportmoderatorin bei Radio Wien tätig und kämpft redlich damit, ihren norddeutschen Zungenschlag dem schlampigen Wienerisch anzugleichen. Ob Film oder Bühne: Als Schauspielerin mit Leib und Seele will sie in beiden so unterschiedlichen Genres aktiv sein und fühlt sich doch vor allem der komödiantischen Kunst verbunden, »... weil es so schwer und doch so schön ist, Menschen zum Lachen zu bringen!« ■

# »Ich spiele das Stück mit Liebe«

## Der lange Weg zu einem gelungenen Theaterstück

Ein spannendes Erlebnis zum Thema Roma-Kultur bietet das Theaterstück »Weckt mich nicht aus meinen Träumen oder De awen bachtale – Möget ihr glücklich sein« von Annette Hartmann (Textauswahl, Darstellerin), Irmgard Paggen-Wabnitz (Regie) und Alexander Bittmann (Musik). Das Bühnenbild stammt von Achim Paggen. Die Autoren der Texte und Lieder des Stückes sind zum Großteil Roma und Sinti.

Die Schauspielerin träumt, tanzt, spielt Geige, spricht und verwandelt sich ständig. Die Mittel sind einfach, ihr primäres Werkzeug ist ihr Körper. Das Stück zeugt von einer langen und intensiven Auseinandersetzung der Schauspielerin sowie der Regisseurin mit Kultur und Geschichte der Roma. Ausgezeichnet ist die Text- und Liedauswahl, es ist ein wahrer Genuß, liebgewonnenen Figuren aus der Literatur der Roma plötzlich auf der Bühne zu begegnen. Mit großem Gespür wurde hier aus dem reichhaltigen Material jene Auswahl getroffen, die sich für eine Dramatisierung eignet. Als gelungen erweist sich die Entscheidung von Hartmann und Paggen-Wabnitz, auf eine dokumentarische Auseinandersetzung mit der Verfolgungsgeschichte der Roma und Sinti auf der Bühne zu verzichten und einen sehr subjektiven, künstlerischen Zugang zu wählen.

Die Geigerin Frau S. studiert ohne jegliche Begeisterung ihre Bachsonaten ein. Faszinierend wirkt auf sie eine ganz andere Musik: die Musik der Sinti. Die Protagonistin verläßt die Welt der Realität und betritt die des Traums, in der sie verschiedene Figuren aus der Literatur der Roma trifft. Das Theaterfragment stellt eine Komposition aus Raum, Musik, Sprache und Bildern dar.

Wie soll ein Theaterstück über Roma und Sinti realisiert werden? Welcher Zugang ist der adäquate? Über diese Fragen zerbrachen sich Hartmann und Paggen-Wabnitz lange den Kopf, entwarfen und erprobten eine ganze Reihe verschiedener Spielvarianten. »Am Anfang stand eine diffuse Faszination, ein eher romantisches Bild. Bei der Materialsammlung stieß ich dann auf die Geschichte



der Verfolgung, die mir gar nicht so bewußt war«, erzählt Hartmann. Sie lernte die Roma-Schriftstellerinnen Ceija Stojka und Philomena Franz kennen, wobei die Geschichte des Leidens, mit der sich Hartmann konfrontiert sah, das Bedürfnis weckte, »etwas für Roma und Sinti zu tun«. Diesen sozialen und politischen Anspruch löste

die Schauspielerin ein, indem sie 1993 in Traunstein / Deutschland eine Veranstaltungsreihe mit dem Titel »Wir gehen einen langen Weg – Begegnungen mit Roma und Sinti« organisierte. Dann war sie »frei« für die Theaterarbeit. »Wir haben klar entschieden, auf der Bühne keine Stellvertreterpolitik zu machen«, sagt Hartmann. Ein sehr persönlicher Zugang wurde nun er-

probt. Zu Beginn der Probenarbeiten verwendete die Darstellerin Requisiten und Kleidungsstücke, die sie mit Roma und Sinti assoziierte, um sich den eigenen Zugang zum Stück zu erleichtern.

Viele dieser Hilfsmittel wurden – auch noch ganz knapp vor der Premiere am 24. März 1994 in Traunstein – wieder weggelassen, um zu

vereinfachen. »Da ist eine Fülle von Klischees, in die man einfach einsteigt, um sie letztlich dann zu verabschieden. Und so tasten wir uns Schritt für Schritt vor auf das Wesentliche – auch dieses Stück wird in einem halben Jahr wieder anders sein.« sagt Hartmann.

Intensiv wurde mit dem Rhythmus der Texte und Lieder gearbeitet. Der ganzheitliche Ansatz fasziniert die Regisseurin, das Publikum und die Schauspielerin Annette Hartmann: »Es ist nicht nur Sprechtheater, Musiktheater oder Tanztheater, sondern der Versuch, das alles zu verbinden. Für mich ist das auch stimmig, denn die Kultur der Roma und Sinti lebt ja stark von Musik und Tanz. Diese Gleichzeitigkeit, dieses Schweben und dieses Ineinandergreifen der einzelnen Elemente, Figuren, Texte, Lieder, das Hervorgehen des einen aus dem anderen, möglich gemacht durch den Traum, erinnert an Chagall.«

Wie sind die Erfahrungen nach der langen Arbeit am Stück? »Ich habe mich mit den Texten und Liedern verbunden und mit der seelischen Qualität einer Minderheit, die aber gleichzeitig auch meine eigene seelische Not oder Sehnsucht oder Qualität ist. Ich fühle eine große Nähe und spiele das Stück mit Liebe. Nicht nur mit Liebe für Roma und Sinti, sondern auch für alle, die da sitzen. Ich freue mich wirklich, wenn ich das Stück spiele, weil ich dieses Gefühl gerne vermitteln möchte.«

Wer Annette Hartmann nach Österreich engagieren möchte, wende sich an das Theaterhaus Shykama, A. Hartmann, Am Anger 10, 83339 Arlaching, Deutschland. Telefon: 08667-1257. Die Schauspielerin ist gerne bereit, mit ihrem Stück auf Tournee zu gehen oder einzelne Gastspiele im Ausland zu absolvieren. ■

Beate Eder



Foto: R. Keller

Die Präsentation eines ebenso mutigen wie glücklichen Experiments stand am 10. Mai 1994 im Festsaal der Israelitischen Kultusgemeinde in der Wiener Seitenstettengasse auf dem Programm, als die Gruppe Gojim (»Nicht-Juden«) zur Präsentation ihrer neuesten CD »Tscholent« bat, auf der jiddisches Liedgut aus dem Osten sowie amerikanisch-jiddische Klezmermusik erklingt: Sensibel und hellhörig hat die Wiener Malerin und Fotografin Renee Kellner den Musikanten hinters Lied geschaut und ihre ganz subjektiven Wahrnehmungen und Gefühle im Spannungsfeld zwischen Klang, Text und Charisma der Interpre-

## Unhörbares, sichtbar

ten mit Prägnanz auf den Punkt gebracht. Das Ergebnis überzeugte im Rahmen der angeschlossenen Vernissage: beredte Schwarzweißfotos, die gemäß Kellners Motto »Unhörbares, sichtbar« machen und den Beweis antreten, daß eine Kunstform die andere auf das Faszinierendste apostrophieren kann. Das Publikum dankte es mit zahlreichem Erscheinen und großer guter Stimmung den Au-

gen- und Ohrenschaus ebenso wie die danach gereichten, koscheren Schmanckerln aus Küche und Keller der »Arche Noah«. In den Sommermonaten tourt die Gemeinschaftsproduktion Gojim/Kellner'sche durch Österreich und wird dann voraussichtlich im Oktober/November '94 im Wiener EGA zu sehen sein. ■

Gabriele Müller-Klomfar

### Klingender Balkan oder G'rebeltes von der »Wiener Tschuschenkapelle«

Da hat sich doch auf der Wiener Tschuschenkapelle neuestem Tonträger zwischen rasantem Kolo, schwermütigem Rembetiko und südlichen Klängen im 7/8- und 9/8-Takt auch so manch erdige Wiener Terz eingeschlichen.

»G'rebelt« heißt deshalb auch die CD der hochmusikalischen Truppe rund um »Obertschusch« Slavko Ninic, die im Dezember 1993 während eines Live-Auftritts in der Wiener »Kulisse« aufgenommen wurde und neben zwei saftigen, multikulturell veredelten Wienerliedern vor allem die gewohnt feine Auslese unverkitschter Balkanklänge zu bieten hat. Wer die Augen schließt und ganz Ohr ist, darf sich in Gedanken entführen lassen: nach Slawonien, Bosnien oder in die Türkei, in den Kosovo, die Vojvodina; weiter nach Dalmatien und Makedonien bis tief hinein ins Griechische ...

Wiener Tschuschenkapelle: »G'rebelt«, Vertrieb: »Extraplatte«; 1094 Wien, Postfach 2; Tel.: 310 10 84.

### Lakis & Achwach »extra strong«

Lakis & Achwach, graue Eminenz unter den multikulturellen Bands, die der »Schmelztiegel Wien« im letzten Jahrzehnt hervorgebracht hat, hat wieder einmal eine (Live-)CD mit erstmals auf Tonträger gebannten bzw. neu interpretierten Liedern auf den Markt gebracht, die sich hören lassen kann! Selbst in vielen Nationen (Griechenland, Türkei, Liechtenstein, Rußland und Österreich) wurzelnd, haben auch die sechs Musiker in Bandleader Lakis Jordano-poulos' musikalischer Hexerküche kräftig mitgemischt. Das Rezept für »Neorembetiko« nach Art des Hauses Lakis & Achwach: Man nehme tradierte Rembetiko-Essenzen, würze sie mit heutigen Klängen und Texten, schmecke sie mit wahrhaft grenzüberschreitender Kreativität fein ab und serviere mit unbändiger Freude am Musizieren. Das delikate Ergebnis fährt durchs Ohr in Herz, Hirn, Beine und Magengrube: Musik gewordene Sehnsucht nach Heimat in einer grenzenlosen Welt.

Lakis & Achwach: »extra strong«, Vertrieb: »Extraplatte«; 1094 Wien, Postfach 2; Tel.: 310 10 84.

Gabriele Müller-Klomfar

# Roma – das unbekannte Volk Schicksal und Kultur

Mozes F. Heinschink, Ursula Hemetek (Hg.)  
für den Verein Romano Centro, Wien; Böhlau Verlag 1994

*Bis vor kurzem wäre die Präsentation dieses Buches in Österreich undenkbar gewesen. Während im benachbarten Ausland (Deutschland, Frankreich, Italien) bereits in den 60er Jahren Vereine zur Förderung der Kultur der Roma und Sinti bzw. engagierte Sozialorganisationen entstanden, findet dieser Prozeß hierzulande zwar erst jetzt, aber deshalb umso intensiver statt.*

Die beiden Herausgeber des neuen Buches sind Ursula Hemetek, Lehrbeauftragte am Institut für Volksmusikforschung der Musikhochschule in Wien, und Mozes Heinschink, autodidakter Sprachforscher der mannigfachen dialektalen Ausformungen des Romanes, der »Zigeunersprache«. Beide Herausgeber sind – was in diesem Zusammenhang noch wichtiger ist – auch Vorstands- bzw. Gründungsmitglieder des vor einigen Jahren ins Leben gerufenen Vereins Romano Centro, dessen Büro zunehmend Kontaktadresse bzw. Anlaufstelle für »Zigeuner« und Nicht-Zigeuner wird.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Den ersten drei Beiträgen, die sich mit der europäischen Geschichte dieses Volkes bis in die Gegenwart befassen, folgt ein zweites Kapitel über Sprache, Literatur und traditionelles Handwerk.

Zunächst versuchen Reimer Gronemeyer und Georgia A. Rakelmann, beide anerkannte deutsche Experten, den etwas problematischen Vergleich von »Verfolgungsmodellen« der Roma und Sinti zwischen ihrem ersten Erscheinen in Europa und der heutigen Situation zu ziehen. Anschließend führt Renata M. Erich, Journalistin und Redakteurin des Bayerischen Rundfunks, die derzeitige Lage dieses Volkes in den ehemaligen kommunistischen Ländern Osteuropas vor Augen.

Der Beitrag der beiden Historikerinnen Erika Thurner und Barbara Rieger über die nationalsozialistische Verfolgung, die Frage der Entschädigung nach dem Krieg und die Lebensverhältnisse der Sinti und Roma am Fallbeispiel Salzburg besticht durch sachliche Kompetenz und wissenschaftliche Genau-

igkeit. Barbara Riegers Artikel stellt den bis dato ersten Versuch dar, die Verfolgung der Roma in Jugoslawien zwischen 1941 und 1945 aufzuarbeiten. Man kann gespannt sein, zu welchen Ergebnissen sie in ihrer Dissertation kommt, wo sie genau diese Thematik behandelt.

Im zweiten Teil des Buches erörtert Mozes Heinschink ein weiteres Phänomen, das dieses Volk von anderen unterscheidet: die Sprache, deren Ursprung und diesbezügliche Erklärungsmodelle der europäischen Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte. Der Artikel schließt mit einem Gedicht, mehr noch mit einem Plädoyer für die Völkerverständigung, verfaßt von dem allseits anerkannten Anführer der serbischen Roma in Wien, Dragan Jevremović.

Beate Eder präsentiert Gedichte, Erzählungen, Romane und Theaterstücke

von Roma für Roma und Nicht-Roma, welche die Vielfalt der Kultur und Kunst zum Ausdruck bringen. Es folgt eine erläuternde Einführung in die Musikwelt dieses Volkes, zusammengestellt von Ursula Hemetek, worin auch Notenbeispiele (mit Liedern von Ceija Stojka) den theoretischen Teil ergänzen.

Der interessanteste und in dieser Art auch einmalige, jedoch sehr kurze Beitrag von Claudia Mayerhofer, Sonderschullehrerin und Volkskundlerin, gibt einen Einblick in das Handwerk der Roma. Hier sind bisher unveröffentlichte Fotos aus der Familie Jevremovic zu sehen und eine farbige Fotoserie, die Dragan Jevremovic und seine Frau bei der Fertigung eines Bronzekopfes zeigt.

Alles in allem ein gutes Buch, auch wenn man sagen muß, daß manche Autoren äußerst sparsam mit Literaturhinweisen bzw. Anmerkungen umgehen. Ein Anfang ist aber gemacht, auf weitere Publikationen in diesem Bereich ist zu hoffen. ■

Stefan Nicolini



Die HerausgeberInnen Hemetek (2. v. l.) und Heinschink (2. v. r.) bei der Buchpräsentation.

Große Ereignisse werfen schon ihren Schatten voraus, und daraus folgt: Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn die staatliche Repressionsmaschine ins Rollen kommt. Wie in den den USA zum Beispiel. Zwar wimmelt es dort ohnedies schon von verschiedenen Völkern, also müßte man es nicht so genau nehmen. Aber nein, ganz streng wird entschieden, wer dorthin fahren darf und wer nicht. Und wie immer bleiben wir Armutschkerln draußen vor der Tür, und die wirtschaftlich potenten Nationen werden mit Handkuß begrüßt, umjubelt und gefeiert.

Kolumbianer etwa (Medellin-Kartell), Schweizer (Medellin-Kartellbank), Norweger (Erdöl), Russen (Wodka), Italiener (Pizza nostra), Bulgaren (Yoghurt) oder Deutsche (Kohl) – die ökonomischen Mammut überdribbeln spielerisch alle Anreisbedingungen. Kaum verweisen sie auf ihre brutal erworbenen gelben und roten Karten, schmeißt man ihnen auch schon die »Green Card« nach. Auch wenn sie zahlreiche Körperverletzungen auf dem Kerbholz haben, werden ihnen Rosen gestreut. Daß die gleich nach der Einreise miteinander kämpfen, ja daß sogar Blut fließt, daß dieses Gemetzel via TV in alle Welt übertragen wird – da rühren die Amis keine Ohrwaschel.

Und wer darf nicht kommen? Die paar bescheidenen, ohne Haken kreuzbraven Österreicher! Sie stehen auf der Watchlist wie ein früherer ambitionierter Reitsportler, dem ja auch übel mitgespielt worden ist. Dabei haben wir mittels Wohlfahrtsauschuß in multikulturell vorbildlicher Weise alle Ogrisse, Pecls, Zsaks und Cernys integriert und extra einen Prohaska zum Reiseleiter bestimmt. Und was hat es genützt? Nichts! Seit Jahren warten Färöer-Insulaner, Finnen,

## Im Juni 1994



Malteser und Albaner nur darauf, uns zu demütigen! Übrigens: In der nächsten Zeit lauert der Riese Liechtenstein auf uns. Da sind wir in einer unangenehmen Lage: Verlieren wir, lacht wieder einmal die Welt, behaupten wir uns wacker, beschlagnahmen die Fürstentümer vielleicht das von Österreichern dort zwischengelagerte Schwarzgeld! Als beste erscheint hier wieder die österreichische Lösung: das Unentschieden. Aber auch wenn wir zehnmal hintereinander remis spielen: In die USA dürfen wir nicht, weil wahrscheinlich wieder die Ostküste gegen uns intrigiert hat!

Und das bei alledem, was wir für Amerika getan haben! Im vorigen Jahrhundert haben wir den Karl Anton Postl über den Teich geschickt, damit er ihnen unter dem Namen Charles Sealsfield den Spiegel vorhält, denn ohne

Halb Hollywood wäre noch Savanne oder Grizzlybäreinflußzone, hätten wir damals nicht einige Menschen nach kurzer Ausbildung zum Straßenreiniger vom Vorteil einer Übersiedlung überzeugt, sie müßten nicht einmal ihr ganzes Hab und Gut mitnehmen und ersparten sich dadurch ein Heidengeld an Übersiedlungskosten. Wolfgang Ambros and andere verhalfen Jahrzehnte später einem gewissen Bob Dylan zu einer lokalen Bekanntheit, indem sie seine Texte übersetzten.

Ronald Reagan wäre sein sonniges Lächeln vergangen, wenn ihm nicht Helene von Damm jeweils mitgeteilt hätte, wo er gerade irgend etwas unterschreiben muß. George Bush wäre unter der japanischen Tafel gar nicht mehr hervorgekommen, hätte nicht Arnold Schwarzenegger für seine bewundernswerte Kondition gesorgt. Und Bill Clinton wäre mit seinen Frauengeschichten nie aus den Klatschspalten der internationalen Presse verschwunden, wenn nicht – aber das ist eine andere Geschichte. Vielleicht stellt sich sogar einmal heraus, daß ein gewisser Christian Klumper am Neusiedl am See aufbrach und in Amerika als Christoph Columbus landete, wer weiß das denn schon so genau!

Das alles jedenfalls und noch viel mehr haben wir für Amerika getan. Und was ist der Dank dafür? Man diskriminiert uns kleine Minderheit und läßt uns aus lauter Fremdenfeindlichkeit nicht mitspielen. Daher müssen wir schon aus reiner Selbstachtung (Minderheiten dürfen sich nicht alles gefallen lassen!) fordern: Entweder man läßt unsere Fußballer mitkicken – oder wir verhängen einen Almdudler-Boycott. Zwar zuerst nur für Utah und Illinois, aber immerhin!

Vom 38er Jahr wollen wir gleich gar nicht reden.

**Impressum:**  
**M., H., V.: Bürgerinitiative Demokratisch Leben**  
**Erscheinungsort Innsbruck, Verlagspostamt A-6020 Innsbruck**  
**P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben Nr.: 17/94**  
**Rücksendeadresse: Initiative Minderheitenjahr**  
**Klostergasse 6, 6020 Innsbruck**



WIENER  
INTEGRATIONSFONDS

